Handbuch

der

Philosophie

für

die Schule und das Leben.

Bearbeitet

von

C. Greith,

Domdekan, Official und Direktor der st. gallischen Stiftsbibliothek, Professor am philosophischen Kurse daselbst,

und

P. Georg Ulber,

Kapitular des Stiftes Einsiedeln und Professor der Philosophie am dortigen Lyzeum.

Erster Band.

Die analytische Philosophie.

Erste Abtheilung.

Propädeutik.

Freiburg im Breisgau,

Herder'sche Verlagshandlung.

1853.

Propädeutik

oder

Einleitung in die Philosophie.

Bearbeitet

von

C. Greith,
Domdekan, Official und Direktor der st. gallischen Stiftsbibliothek, Professor am philosophischen Kurse daselbst,

und

P. Georg Ulber,
Kapitular des Stiftes Einsiedeln und Professor der Philosophie am dortigen Lyzeum.

Freiburg im Breisgau,
Herder'sche Verlagshandlung.
1853.

Vorwort.

Unter Kaiser Karl dem Großen begab es sich, wie der monachus Sangallensis meldet, daß zwei Schotten aus Irland mit brittanischen Handelsleuten an das Ufer von Gallien gelangten, Männer, welche der weltlichen Wissenschaft, wie der heiligen Schriften ganz unvergleichlich kundig waren. Sie boten keine käufliche Waare zur Schau, sondern wenn die Menge kauflustig bei ihnen vorüberzog, riefen sie beständig aus: „so Jemand begehret nach Weisheit, der komme zu uns und empfange sie, denn diese ist bei uns zu haben". Für alle Handelswaaren, so theuer sie auch geboten wurden, gab das Marktvolk willig sein Geld hin, um die Weisheit aber, die von diesen Männern umsonst gegeben wurde, wollte sich Niemand kümmern. Kurz, sie wiederholten ihren Ruf so lange, bis er durch solche, die ihn hörten und darüber sich verwunderten, zu den Ohren des Kaisers Karl gelangte, der beständig große Liebe und heftiges Verlangen nach der Weisheit empfand. Er ließ sie vor sich rufen und fragte sie: ob sie denn wirklich die Weisheit bei sich führten? „Freilich, erwiederten sie, freilich haben wir sie und sind bereit, sie denen zu geben, welche im Namen des Herrn würdig darnach verlangen".

Und als der Kaiser weiter fragte: was sie dafür verlangen würden, antworteten sie: „nur passende Orte und empfängliche Seelen und — was man auf der Pilgerfahrt hienieden nicht entbehren kann, Nahrung und Kleidung". Darüber freute sich Kaiser Karl sehr: den Einen der Männer, Klemens, hieß er eine höhere Schule in Gallien gründen, dem Andern, Dungal, wies er das Kloster St. Augustin bei Pavia an, damit er dort der longobardischen Jugend die Weisheit lehre. —

Von allen Lehrstühlen der Schulen jüngster Vergangenheit und Gegenwart ließen die Meister den Ruf ertönen: so ihr nach Weisheit begehret, kommet her, sie ist bei uns um leichten Preis zu haben. Passende Orte sind gefunden, für Kleidung und Nahrung ist fürgesorgt, empfängliche Seelen leben in der Jugend! Die Weisheit aber, die ihr angeboten wird, ist nicht die Eine mehr, wie sie in ihren Grundbegriffen in der alten christlich-germanischen Zeit es gewesen; der Weisheit der alten Schule hat sich jene der neuen mit ganz anderen Anfängen, Mittelbegriffen und Endresultaten gegenübergestellt, beide haben ihre Vorkämpfer auf der wissenschaftlichen Arena der Gegenwart gefunden und für beide sind die Seelen der Jugend empfänglich gemacht und begeistert worden. Sind auch die großen Verdienste keineswegs zu verkennen, welche die neue Schule in der Erweiterung des Inhaltes und in der Ausbildung der Form der Wissenschaft sich erworben, so hat sie sich ihrem Geiste nach zum erklärten Widerspruch gegen die Weisheit der alten Schule ausgestaltet, das Prinzip, aus dem sie hervorgewachsen, hat die Kirche und das Reich deutscher Nation aufgelöst und trägt an den Zuständen der Gegenwart nicht geringe Schuld. Denn vorerst ausgehend von

einer Vernunft, deren Kritik das trostlose Resultat abwarf, daß wir vom Uebersinnlichen eben so wenig als vom Wesen des Sinnlichen zu wissen vermögen, hat die neue Schule in ihrer jüngsten Entwicklungsphase gegentheils die Vernunft zum letzten Prinzip alles Denkens und Seins vergöttert, sie darf nur sich selber dialektisch bewegen, um frei von aller Objektivität aus ihrem Inhalte die Wissenschaft des Alls zu erstellen, nur aus ihrem eigenen Grund Recht und Staat, Religion und Kirche schöpfen und schaffen, um das Recht und den Staat, die Religion und Kirche der Autorität von sich abzustreifen.

Die Philosophie, die in den folgenden Heften ihren Gedankengang entfaltet, reiht sich denjenigen wissenschaftlichen Bestrebungen an, welche die Richtung und Grundlagen der alten Schule mit den wirklichen Fortschritten der neuen zu vermitteln, die unveränderlichen Wahrheiten der Einen Weisheit in verjüngten Formen darzustellen suchen. Sie weiß nichts von einem Allwissen der Vernunft, wohl aber anerkennt sie deren natürliche Begränzung und Beschränktheit, von denen sie bei allen ihren Bewegungen im unendlichen Gebiete der Forschung begleitet wird; treu dem wahren und lebendigen Gott findet sie ungleich größere Schwierigkeit, in das allgemeine und unbestimmte Wesen eine Bewegung zu verlegen und aus einem blinden bewußtlosen Sein die nach Ideen geordnete, wirkliche Welt abzuleiten, als dieses Weltwesen und die ihm entsprechende Idee auf den letzten transcendenten Grund aller Bewegung, Ordnung und Zweckbestimmung — auf Gott, den absoluten Geist zurückzuführen; größer erscheint ihr das Kreuz für den Verstand, die Welt aus einem Abfall der Ideen von sich oder aus einem Ueberspringen der logischen Idee

ins Anderssein zu erklären, als sie hervorgegangen aus dem Schöpfungsakte Gottes sich vorzustellen, und unendlich unbegreiflicher fällt ihr, wie das anfänglich blinde Sein durch den Weltprozeß zum absolut persönlichen Wesen werden könne, als den Absoluten vor aller Weltwerdung in seiner inneren Selbstoffenbarung ewig in sich vollendet an der Spitze des Systems und aller Bewegung nach außen aufzufassen. Wie sie darin rückhaltslos ihre christlich-theistische Richtung ausspricht, hat sie sich noch über ihre Form mit dem geneigten Leser in Kürze zu verständigen. — Die Gliederung der philosophischen Wissenschaft wird in der dritten Abtheilung der Propädeutik näher angegeben, darnach wird sich auch der Umfang und die Eintheilung des Handbuches richten müssen, das zunächst aus dem Bedürfnisse hervorgegangen ist, den Studierenden unserer philosophischen Kurse einen Leitfaden an die Hand zu geben und dadurch das zeitraubende Abschreiben der Lehrhefte entbehrlich zu machen. Inhalt und Form des Ganzen wurden bestimmt durch die doppelte Rücksicht, den Anforderungen der Wissenschaft und dem Bedürfnisse der studierenden Jugend zu genügen. Eine vieljährige Erfahrung, die wir in der Vornahme von öffentlichen Prüfungen mit Studierenden zu machen Gelegenheit gehabt, hat uns gezeigt, wie wirr, ungeheuer und unklar es zuweilen in den Köpfen aussieht, und wie wenig wahrer Gehalt in dem üppigen Waldgesträuche von Phrasen zu finden ist, abgesehen von der schweren, oft unersetzlichen Einbuße, den die Jünglinge nicht selten an natürlicher Verständigkeit eben so sehr als am religiösen Glauben unter großem Aufwande von Kraft, Zeit und Geld zu erleiden haben. Die Herausgabe dieses Handbuches scheint darum schon als Versuch gerechtfertiget, den Inhalt der

philosophischen Wissenschaft möglichst reichhaltig und gediegen zusammenzufassen, denselben in systematischer Form zu entwickeln und in der Durchführung des Ganzen auf Präcision, Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe ein besonderes Augenmerk zu richten, womit auch der angemessene Sprachausdruck zusammenhängt und das widerliche Rothwelsch eines gewissen philosophischen Idioms von selbst vermieden wird. In der vorliegenden Propädeutik mögen einzelne Partien für Anfänger etwas schwer erscheinen, allein die Erfahrung hat uns dahin erbaut, daß durch die mündliche Repetition und schriftliche Wiederverarbeitung des gegebenen Lehrstoffes in besonderen Thesen, die den Lehrvortrag stetsfort begleiten sollen, um ihn für die Schüler nachhaltig und fruchtbar zu machen, — die Schwierigkeiten sich leichterdingen ebnen und eine Orientierung für sie gewonnen werden kann, die ihnen das Verständniß für das Folgende ungemein erleichtert.

Inhaltsverzeichniß der philosophischen Propädeutik.

Zweiter Abschnitt.
Die äußere Beziehung der Philosophie.

Dritte Abtheilung.
Die Gliederung der Philosophie.

Aufgabe, Nothwendigkeit und Umfang der Propädeutik.

§ 1.

Die philosophische Propädeutik hat uns mit den nöthigen Vorkenntnissen vertraut zu machen, welche bei der Behandlung und Entwicklung der Wissenschaft der Philosophie selbst immer vorausgesetzt werden müssen, um einerseits für den Schüler das richtige und deutliche Verständniß und anderseits für den Lehrer eine gründliche und unbehinderte Behandlung des vorzutragenden Lehrstoffes zu sichern, weswegen sie auch Vorschule oder Einleitung in die Philosophie genannt wird. —

§ 2.

Die Propädeutik führt uns, gleichnißweise zu reden, in den Vorhof der philosophischen Wissenschaft, um uns darin durch die Erörterung der nöthigen Elementarbegriffe auf den Eintritt in das Innere des Heiligthumes selber gehörig vorzubereiten. Denn, da die Wahrheit, deren Wissenschaft wir in der Philosophie suchen, so vielfach verschleiert vor den Augen des menschlichen Geistes steht, und ihr Heiligthum in Mitte eines Labyrinthes liegt, worin schon so viele Andere sich verirrten, so thut es Noth, daß wir den Weg dahin Schritt vor Schritt besonnen und behutsam wandeln, die Leuchte klarer Begriffe vor uns hintragen und den wahren Gesichtspunkt uns wohl merken, von welchem aus wir das Ganze der Wissenschaft, die wir anstreben, zu überschauen im Stande sind. — Die Nothwendigkeit einer solchen Vorschule wird sich im Weitern noch ergeben, wenn wir die Beziehung der Philosophie zu den bisherigen humanistischen Studien, die besondere Eigenthümlichkeit dieser Wissenschaft und endlich ihre besondere Verfahrungsweise näher ins Auge fassen.

§ 3.

Mit dem philosophischen Studium beginnt für den Jüngling auch die Epoche seiner wissenschaftlichen Bildung. Er darf sich nicht mehr mit dem vereinzelten, bisher in den verschiedenen Fächern erworbenen Kenntnissen zufrieden geben, sein nunmehriges Streben muß auf den inneren Zusammenhang und die höhere Einheit derselben gerichtet sein. Bisher hat die Naturkunde und Naturgeschichte nur fragmentarische Erkenntnisse geliefert, die Philosophie wird die Natur als Ganzes in ihrem letzten Grunde und aus diesem die innere Verbindung und Bedeutung ihrer Reiche und Glieder zu erkennen suchen; die Poetik und Rhetorik hat einfach die Gesetze und Formen der Dichtkunst und der Redekunst behandelt, ohne sie auf ihre höhere Einheit — die Idee des Schönen — näher zu beziehen, die Philosophie wird sie aus jener Idee, wie jede andere Kunstbildung der realen oder idealen Form vernunft- und naturgemäß entfalten. Ein Gleiches wird mit der Geschichtskunde und dem Studium der klassischen Literatur Statt finden. Hat überhaupt der bisherige Studiengang nur die Erweiterung der formalen und realen Kenntnisse bezweckt, so wird nunmehr die Philosophie auf die Natur und Einrichtung der Erkenntniß selber oder auf die Wahrheit und Gewißheit derselben ihre Blicke richten, alle Erkenntnisse auf ein letztes Princip zurückführen und von diesem wieder ableiten und dadurch allein in die Menge der Kenntnisse Einheit und Ganzheit bringen. — Weil daher der Unterschied zwischen beiden Gebieten so bedeutend ist, darf der Uebergang von dem Einen in das Andere nicht sprungweise vor sich gehen, sondern muß wissenschaftlich vermittelt werden.

§ 4.

Die Philosophie ist eine Wissenschaft, die sich in eigenthümlichen Erkenntnissen und Worten darstellt. Ihre eigenthümlichen Erkenntnisse bildet sie in Begriffen aus, welche nicht die besonderen und einzelnen Merkmale der Gegenstände, die behandelt werden, sondern die allgemeinen wesentlichen und nothwendigen derselben enthalten. Der Studierende bedarf daher der allmähligen Einübung und Fertigkeit, in den besonderen Erkenntnissen das allgemeine, in den unwesentlichen das wesentliche, in

den zufälligen das nothwendige herauszufinden und festzuhalten — mit einem Worte: sich in abstrakten Gedanken zu bewegen und in der weiteren Entwicklung der Wissenschaft die stets wiederkehrenden Grundbegriffe klar zu fassen und beständig sich zu vergegenwärtigen. — Die eigenthümlichen Gedanken der philosophischen Wissenschaft prägen sich auch in eigenthümlichen Worten aus, die jedesmal die angemessenen Ausdrücke von bestimmten Haupt- oder Nebenbegriffen sind, wie jede andere Wissenschaft, hat daher auch die Philosophie ihre eigene technische oder Kunstsprache. Diese allmählig verstehen zu lernen, wird gleichfalls zum unabweisbaren Bedürfniß für denjenigen, der mit glücklichem Erfolge dem Studium dieser Wissenschaft sich widmen will.

§ 5.

Die philosophische Wissenschaft hat auch ihre eigenthümliche Verfahrungsweise, von der wir vorläufig nur einen Punkt berühren. Wie die Glieder des menschlichen Leibes ein organisches Ganzes bilden, so machen die Theile der Philosophie eine in sich zusammenhängende Wissenschaft aus. Nun nehmen alle Glieder eines organischen Ganzen an einem und demselben Leben Theil, welches sie wieder auf verschiedene Weise in sich offenbaren und an sich ausgestalten; gleicher Weise schöpfen auch alle Theile der Philosophie aus einer und derselben Quelle des Wissens und bilden es als eben so viele Verzweigungen eines und desselben Grundstammes der Erkenntniß weiter aus. Aus diesem Grunde wird es nothwendig, daß beim Beginne des Studiums der Philosophie als eines Ganzen der Ueberblick über die besonderen Theile und deren Zusammenhang, so wie der wissenschaftlichen Behandlung und Aneignung der besonderen Theile die Einsicht in die einzelnen Glieder und deren Verbindung zum Voraus eröffnet werde; denn nur auf diesem Wege wird der Studierende in den Stand gesetzt, die verschiedenen Theile der Philosophie jederzeit als Aeste eines und desselben Grundstammes, die Zweige, Blätter und Blüthen aber als organische Gebilde jener Aeste aufzufassen und sonach sie in ihrer tieferen Begründung, in ihrem inneren Zusammenhange und in ihrer wechselseitigen Beziehung zu erkennen.

§ 6.

Aus der Aufgabe der philosophischen Propädeutik läßt sich nun auch ihr Umfang und ihre Eintheilung leicht ableiten. — Um das Geständniß der Philosophie selbst bei der weiteren Entfaltung dieser Wissenschaft durch die nöthigen Vorkenntnisse zu ermöglichen, hat die Propädeutik den Grundbegriff der Philosophie vorerst gründlich, klar und vollständig zu bestimmen, und somit zu lehren, was die Philosophie ist; sie hat im Fernern von diesem Mittelpunkte aus den nächsten Umkreis der Philosophie zu betrachten und die in ihm liegenden verwandten Hauptmomente mit ihr zu vergleichen, oder die allseitigen Beziehungen der Philosophie hervorzuheben, sie hat endlich von dem Grundbegriffe aus die Organisation oder systematische Gliederung dieser Wissenschaft selbst zu entwickeln, d. h. die Einheit und den Zusammenhang aller ihrer integrirenden Theile und Glieder zum Bewußtsein zu bringen. Indem die philosophische Propädeutik ihre Aufgabe in diesem Umfange löst, gewährt sie dem Studierenden die nöthige Orientirung für die Gesammtwissenschaft der Philosophie; sie behandelt sonach

I. die Begriffsbestimmung der Philosophie oder die Philosophie nach ihrem Begriffe,
II. die Stellung der Philosophie oder die Philosophie nach ihrer Relation,
III. die Gliederung der Philosophie oder die Philosophie nach ihrer Encyclopädie.

Erste Abtheilung.

Die Philosophie nach ihrem Begriffe.

§ 8.

Ob die Philosophie in ihrer Wurzel schon den Keim der Einseitigkeit oder Allseitigkeit, der Falschheit oder Wahrheit, des Todes oder Lebens in sich trage, hängt von dem Begriffe ab,

der von ihr aufgestellt wird; der Baum in seinen Blüthen ist ja nur das entwickelte Samenkorn und die Wissenschaft der Philosophie nur die allseitige Entwickelung und Durchführung des Begriffes, der ihr zu Grund gelegt wird. Diesen gehörig auszumitteln und richtig zu bestimmen, wird darum für die Wissenschaft der Philosophie von der höchsten Bedeutung sein.

§ 9.

Wie jeder andere Begriff, so kann der Begriff der Philosophie auf dreifache Weise erörtert und bestimmt werden, denn jeder Begriff hat seinen bestimmten Ausdruck in dem Worte, seinen bestimmten Inhalt in dem Gegenstande und seine bestimmte Ausbildung im Gange seiner wissenschaftlichen Entwickelung; wir können daher die Philosophie wörtlich, sächlich und geschichtlich oder nach ihrem Worte (Nominaldefinition), nach ihrem Inhalte (Realdefinition) und nach ihrer geschichtlichen Entwickelung (historische Definition) bestimmen und in allen diesen drei Beziehungen nachweisen, was unter Philosophie zu verstehen sei, oder darunter schon verstanden worden.

Erstes Hauptstück.

Begriffsbestimmung der Philosophie nach ihrem Worte.

§ 10.

Ueber den Ursprung des Wortes „Philosophie" erzählt uns Cicero nach Diogenes Laërtius folgende Geschichte. Pythagoras kam nach Phlius, einer griechischen Stadt in Elis, wo Leon, der Fürst der Phliasier, sich über verschiedene Gegenstände mit ihm unterhielt. Der Fürst bewunderte den Verstand und die Beredsamkeit des Weisen von Samos und fragte ihn: in welcher Kunst er seine größte Gewandtheit zu besitzen glaube? „Keine Kunst, erwiederte Pythagoras, Philosoph bin ich". Dieser Name war dem Fürsten neu und fremd. „Was sind das für Leute — Philosophen, fragte er weiter, wie unterscheiden sie sich von anderen Menschen?" „Das menschliche Leben, antwortete Pythagoras, gleicht dem großen Markte und den olympischen Spielen. Da giebt es Käufer und Verkäufer, die zu erwerben und zu gewinnen

suchen, die nach Ruhm und Gütern ringen. Eine dritte Art bilden die Zuschauer, sie sehen und betrachten aufmerksam was vorgeht, — eben so ist das Leben der Menschen! Die meisten suchen nur Reichthum und Ehre, alles ist in Lauf und Bewegung. Einer jagt diesem, der andere jenem nach. Nur wenige sind es, die in diesem verworrenen Getümmel sich recht besinnen, nur wenige, die da betrachten und erforschen die Natur und die Erkenntniß der Wahrheit über alles lieben; Dies sind die Weisheitsbeflissenen, dies sind die Philosophen". Diese Antwort, die Pythagoras dem Fürsten Leon gab, ist geeignet, in einem dem Leben entnommenen Bilde den Begriff der Philosophie anzudeuten, und dient hiefür ungleich besser als manche verworrene Definition neuerer Systeme, die selber wieder, um einigermaßen verstanden zu werden, der Definitionen sonder Zahl bedürfen. Pythagoras hat den Namen Philosophie zuerst gebraucht und Sokrates ihn allgemein in die Wissenschaft eingeführt, um damit das reine Streben nach ächter Weisheit gegenüber den Unfugen der damaligen Sophistik auszudrücken. Der ursprüngliche Sprachgebrauch der Griechen setzte dafür *σοφία* und statt *φίλοσοφος* schlechthin *σόφος*. Seit aber Diejenigen, die sich der Erforschung der letzten Gründe der Dinge gewidmet haben, die Unendlichkeit ihrer Aufgabe mit der natürlichen Beschränktheit ihrer Vernunft näher verglichen, haben sie den bescheidenen Namen *φιλοσοφία* für die Wissenschaft und *φίλοσοφος* für den Freund dieser Wissenschaft angenommen.

§ 11.

In dem Worte — Philosophie — liegen die beiden Begriffe Weisheit und Liebe mit dem Gesammtbegriffe — Liebe zur Weisheit verbunden. Der Philosoph bezeichnet daher einen Freund der Weisheit oder einen solchen, der mit Liebe nach dem Besitze der Weisheit ringet. Die Weisheit schließt die Erkenntniß der Wahrheit und zugleich die Anwendung der erkannten Wahrheit im sittlichen Leben des Menschen in sich. Weise darf sonach nur Derjenige genannt werden, der die Wahrheit erkennt und ihr gemäß lebt, und ein Freund der Weisheit wird nur Derjenige sein, der sich aus allen Kräften bemüht, die Wissenschaft der

Wahrheit sich anzueignen und mit ihr sein sittliches Leben in Uebereinstimmung zu bringen, so daß kein Widerspruch zwischen seinem Wissen und Charakter, zwischen seinen Grundsätzen und seinen Handlungen Statt findet. Ein solcher Widerspruch ist aber bei dem Menschen als einem freithätigen Wesen allerdings möglich und wo er eintritt, artet der Philosoph zum Sophisten, zum oberflächlichen Absprecher aus, der verkehrte Wille wirkt in ihm berückend auf die Erkenntnißkraft, und die verkehrte Erkenntnißkraft leitet hinwiederum den Willen zu verkehrten Handlungen an. So hoch daher die wahre Wissenschaft in ihrer harmonischen Verbindung mit der Tugend den Menschen erhebt, so tief entwürdiget ihn die falsche Wissenschaft in ihrer Verbindung mit der Leidenschaft; selbst die wahre Wissenschaft von der Tugend getrennt, macht den Menschen zu einem Widerspruch in sich selbst, zu einem bloßen Heuchler. Ueber dieses Verhältniß des Guten (der Tugend) zum Wahren (zur Wissenschaft) drückt sich schon Plato (Repub. 7, 517) also aus: „Wie die Sonne Ursache ist des Gesichtes und Ursache nicht nur, daß die Dinge im Lichte gesehen werden, sondern auch, daß sie wachsen und werden, so ist das Gute von solcher Kraft und Schönheit, daß es für die Seele nicht nur Ursache wird der Wissenschaft, sondern auch Wahrheit und Wesen allem verleiht, was Gegenstand der Wissenschaft ist, und so wie die Sonne nicht selbst das Gesicht und Gesehene ist, sondern über diesen steht, so ist auch das Gute nicht die Wissenschaft oder Wahrheit, sondern sie ist über beiden und beide sind nicht das Gute selbst, sondern gutartig". Den Einfluß der Tugend auf die Erkenntniß hebt Plato in der Trilogie des Sophisten hervor, wo er meint: „man müsse die Sensualisten oder Diejenigen, welche Alles verkörpern und nur das Greifbare für wahr halten, vorerst besser machen, ehe man sie belehren könne, dann würden sie wohl die Wahrheit der Seele und die Gerechtigkeit und Vernünftigkeit in ihr anerkennen und gestehen, daß dies reelle, wenn auch nicht fühlbare und nicht sichtbare Dinge seien".

§ 12.

In dem Begriffe der Weisheit liegt dem Erörterten zufolge der eine Theilbegriff — Erkenntniß der Wahrheit.

Die Wahrheit offenbart sich dannzumal, wenn unsere Erkenntniß mit der Natur der Sache, welche erkannt wird, übereinstimmt. In diesem Falle sagen wir, daß unsere Erkenntniß eine wahre sei. Die Wahrheit kann daher als die Uebereinstimmung der Erkenntniß mit dem erkannten Gegenstande bestimmt werden, oder als die Uebereinstimmung des subjektiven mit dem objektiven, weil subjektiv alles Dasjenige genannt wird, was, wie die Erkenntniß, in den Kreis der Innerlichkeit oder der Seele fällt, dagegen objektiv all' Dasjenige ist, was dem Innern oder der erkennenden Seele gegenüber steht. Der Gegensatz der Wahrheit ist die Falschheit, welche in die Erkenntniß aufgenommen zum Irrthum wird und den Widerspruch zwischen der Erkenntniß und dem erkannten Gegenstand (cognitum falsum) bezeichnet. — Der andere Theilbegriff in der Philosophie ist aber die Tugend oder das sittliche Wollen und Handeln des Menschen, welches mit der Erkenntniß der Wahrheit in Uebereinstimmung gesetzt werden muß, um die Wissenschaft zur Weisheit zu erheben.

§ 13.

Hiermit ist aber der Sinn und Umfang der Weisheit noch nicht vollkommen erschöpft, die Weisheit kann im verschiedenen Sinne und Umfange genommen werden. Im engsten Sinne wird sie als Weisheit des einzelnen Menschen aufgefaßt und bezeichnete schon ursprünglich bei den Griechen die Wissenschaft des Wahren, die sich zugleich in der Charakterbildung ausprägt und zum geistigen Gut und Eigenthum eines gebildeten Menschen wird, der sich über den gemeinen Haufen und die gemeinen Anschauungen und Sitten desselben zu erheben, und in seinem ganzen Wesen die Harmonie der höheren Erkenntniß und sittlicher Güte und Gerechtigkeit darzustellen weiß. In dieser Bedeutung ist die Weisheit nicht eine blose Eigenschaft des erkennenden Geistes oder eine blose intellektuelle Vollkommenheit, sondern zugleich eine moralische des Gemüthes, des Willens und der Thatkraft, keine bloße Theorie oder rein wissenschaftliche Erkenntniß, sondern auch eine praktische Kunstfertigkeit, das erkannte Wahre als Triebfeder und Beweggrund für seine inneren Willensbestimmungen und äußeren Thathandlungen aufzustellen, festzuhalten und auszuführen.

Sonach entspringt die Weisheit nicht einzig nur aus der reinen Erkenntniß als solcher, sondern auch aus den Uebungen des sittlichen Lebens und der Lebenserfahrung. Man kann vieles und vielerlei und sehr gründliches wissen, ohne weise zu sein, wenn nämlich das gewußte keine oder dann eine sehr entfernte oder gar eine widersprechende Anwendung und Ausführung im Leben des Wissenden findet. Nur Derjenige ist ein Weiser (σοφος) zu nennen, der die in der Vernunft erkannte Wahrheit in einem solchen Grade im Gemüthe liebgewonnen, daß er das Wahre zugleich als das Gute will und es auch auszuüben beflissen ist. — Im weitern Sinne wird die Weisheit auch genommen, um die Geistesfassung eines ganzen Volkes zu bezeichnen und in diesem Sinne reden wir von einer Weisheit der Inder, der Griechen, der Aegypter, der Römer, und verstehen darunter das Ganze ihrer religiösen, literarischen und politischen Einsichten und Anschauungen, kurz ihre religiöse und intellektuelle Bildung, die sich in ihrem jeweiligen Kultus und ihrer Literatur, in ihrem Staats- und Familienleben ausgestaltet hat. Unter der Weisheit eines Volkes begreifen wir also keineswegs irgend ein systematisches Ganzes von wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern sein öffentliches Geistesleben überhaupt, wie es in allen seinen Institutionen und in seiner ganzen Kulturgeschichte zu Tage tritt. Endlich kann die Weisheit noch im weitesten, d. h. im metaphysischen Sinne genommen werden und dies ist die Weisheit der absoluten oder der göttlichen Vernunft, die schon Plato als die Idee des unbedingten Guten oder als die höhere Einheit der Ideen des Wahren und Schönen aufstellte. Denn die einzelnen Strahlen, die uns in der Weisheit sowohl des einzelnen Geistes als auch der Völker entgegenleuchten und die aus der Gesetzmäßigkeit und Ordnung des ganzen Weltalls wiederscheinen, weisen uns auf eine ewige und absolute Weisheit hin, welche die Selbstoffenbarung des ewigen Geistes selber ist und im Leben des Geistes wie im Leben der Natur so herrlich sich offenbart. Von dieser Weisheit ist im Sinne des alten Weisen*) auszusagen: Ewig strahlt sie in der Gottheit Licht und dieses Licht dringt von einem

---

*) Vergl. Buch der Weish. 6, 7.

Ende der Schöpfung zum anderen hin. Sie — die Weisheit ist der Wesen Maaß, Stärke und Geist und höchstes Ziel. Sie wohnet in Gott, der Schöpfer aller Dinge liebt sie vor allem. Ewig dieselbe sonder allem Wandel bleibt sie sich immer gleich, im eigenen Grunde ruhend bringt sie doch alles zum Dasein, belebt, verjüngt und erhöhet die Wesen. Sie, zwar höhern geistigen Wesens, naht sich doch milde zum Menschen hernieder und durchwallt als lichter Lebensstrahl alle Reihen der Geister. Sie ist der Allmacht Hauch, der ewigen Herrlichkeit Wiederschein, der geheime Rathschluß des Ewigen für die Welt und Geschichte. Als ein Strahl der Gottheit, und ihrer Sanftmuth und Güte Bildniß senkt sie sich in gute Seelen, macht zu Gott Vertrauten, begeistert zu Weisen. Wessen Herz verlanget nach den höchsten Dingen? die Weisheit verleihet nur das beste, das Licht wahrer Erkenntnisse, aller Tugenden Kranz. Enthaltsamkeit und Mäßigkeit, vorsichtiger Sinn und lichtes Verständniß, gerechter wahrhaftiger Geist, der frohe Muth zu allem Großen, Entschluß und Kraft zum Guten, was ewig dauert und was den Menschen erhöht und adelt, ist alles ihre Gabe und alles ihr Werk! —

§ 14.

Es bleibt uns noch übrig, den Begriff der Liebe zu erörtern, der in dem Gesammtbegriffe — Philosophie oder Liebe zur Weisheit enthalten ist. Die Liebe ist ein Grundgefühl des Gemüthes, vermöge welchem der Mensch Dasjenige, was er als ein geistiges Gut oder als eine geistige Würde einmal erkannt hat, achtet und sich mit ihm zu vereinigen strebt. Was man lieben soll, muß man vorerst achten lernen, was man achten soll, dessen geistige Würde muß man vorerst erkannt haben, nur Dasjenige, worin das Wahre, Gute und Schöne sich offenbart, kann uns Achtung und Liebe abgewinnen, welche von der Schätzung der Kunstgegenstände und der Werthung der sinnlichen Dinge wohl zu unterscheiden ist. In der Benennung — Philosophie oder Liebe zur Weisheit ist somit die Anerkennung ausgesprochen, daß die Wissenschaft als die Offenbarung der Idee des Wahren und die Tugend als die Darstellung der Idee des Guten und ihre harmonische Verbindung in der Weisheit als der Verwirklichung der

Idee des Schönen im geistigen Leben des Menschen ein unbedingt achtbares, weil an und für sich würdiges, daher auch ein liebenswürdiges und begehrungswürdiges für den Menschen sei und daß folgerichtig die Eigenschaft nach der Wahrheit zu streben, sie in ihrem letzten Grunde zu erkennen und im Leben zu verwirklichen, einen Grundzug der Würde und Liebenswürdigkeit des Menschen ausmache.

§ 15.

Der Wortbedeutung zufolge drückt daher die Philosophie das Streben des vernünftigen Menschen aus, die Wahrheit zu erkennen und sie in seinem sittlichen Charakter auszubilden, um dadurch eine Harmonie des Erkennens und des Wollens in seinem Geiste zu erreichen; oder mit anderen Worten, die Philosophie bezeichnet das Streben des vernünftigen Menschen, die Ideen des Wahren, Guten und Schönen im Leben des Geistes zu verwirklichen. — Daß die Philosophie, wie sie wirklich betrieben wird, sich ausschließlich auf das Gebiet der reinen Wissenschaft zurückgezogen und die Ausbildung des sittlichen Lebens und Charakters ihrer Alumnen völlig unberücksichtiget läßt, muß als ein Abfall von ihrer ursprünglichen Bedeutung und Bestimmung angesehen werden.

§ 16.

Nach der bisherigen ethymologischen Bestimmung des Begriffs der Philosophie sind nun auch die subjektiven Bedingungen leicht zu bestimmen, die bei Demjenigen vorausgesetzt werden müssen, der sich dem Studium der Philosophie zu widmen gedenkt. Dieselbe sind

die Receptivität oder Erkenntnißfähigkeit,
die Spontaneität oder Freithätigkeit und
die reine Liebe zur Weisheit.

§ 17.

Die Receptivität bezeichnet an dieser Stelle das Vermögen des menschlichen Geistes, höhere Vernunfterkenntnisse in sich aufzunehmen, zu fassen und zu verstehen. — Der Mensch besitzt zwar

vom ersten Momente seines Daseins an das Vermögen der Vernunft, weil diese das ewige Merkmal seines geistigen Wesens ist; aber nur der Potenz oder Anlage nach, nicht der That oder wirklichen Ausbildung nach. Die Vernunft entwickelt sich in ihm erst allmählig und am Spiegel der äußeren Sinneserfahrung. Vorerst ist der Mensch nur noch mit den wandelbaren Erscheinungen der Sinnenwelt beschäftiget und sucht die daherigen Wahrnehmungen in Anschauungen und Vorstellungen festzuhalten — sinnliches Erkenntnißvermögen. Im Laufe sodann seiner weiteren Ausbildung nimmt er aber außer der Sinnenwelt noch einen anderen Inhalt und andere Gegenstände für sein Erkennen wahr, die in seiner Seele selber und über ihr in einer höheren Welt liegen und er sucht die in ihm erwachenden Gedanken und die aus der Sinnenwelt erhaltenen Eindrücke in bestimmte Begriffe und Sätze zu fassen, um sich darüber im klaren Denken zu verständigen — Verstandeserkenntniß. Endlich aber strebt er alle jene in ihm erwachenden Gedanken und von der Sinnenwelt empfangenen Erkenntnisse auf ihre letzten Gründe zurückzuführen und aus einer höchsten Idee sie wieder abzuleiten und unter sich zu verbinden — Vernunfterkenntniß. Wer also dem Studium der Philosophie sich widmen will, von dem muß vorausgesetzt werden, daß die Vermögen des Denkens und Erkennens — Verstand und Vernunft in ihm erwacht seien und er dadurch zum höheren Erkennen befähigt erscheine. Das höhere oder wissenschaftliche Erkennen bezeichnet nämlich die Thätigkeit des menschlichen Geistes, worin der Verstand mit der Vernunft und diese mit jenem harmonisch sich verbinden, um einen Gegenstand klar, vollständig und aus seinem letzten Grund und Wesen zu erkennen. In der Wirklichkeit aber findet diese nothwendige Verbindung beider höheren Erkenntnißkräfte nicht immer Statt. Es gibt Menschen, bei denen der Verstand die Vernunft überwieget, sie sind scharfsinnigen Geistes, entdecken Unterschiede, wo Andere Gleichheit sehen, nehmen Gleichungen wahr, wo Andere kein Wechselverhältniß finden, sind tüchtig für klare Begriffsbestimmung, Urtheile und Folgerungen, eignen sich daher besonders für die mathematischen Wissenschaften, weniger jedoch für die höhere Erkenntniß der Philosophie, die vorzugsweise durch die Vernunft

vermittelt wird. Und es giebt wieder Andere, bei denen die Vernunft den Verstand überwiegt, sie sind tiefsinnigen Geistes, nehmen Einheiten wahr, welche Anderen verborgen bleiben, erforschen tiefer liegende Gründe, die von dem oberflächlichen Beobachter übersehen werden, entdecken die Fülle von Ideen da, wo der Verstandesmensch nur am starren todten Gerippe systematischer oder formaler Erkenntnisse sich festhält. Beides führt auf Abwege im Gebiete der Erkenntniß. Der Verstand ohne die Mitwirkung der Vernunft mißstaltet die Philosophie zu einem leeren, abstrakten Formalismus, dem keine höhere Idee inne wohnt, und die Vernunft ohne die Mitwirkung des Verstandes geht im Gebiete der Wissenschaften Irrlichtern und Phantomen nach. Die vereinte Kraft der Intelligenz, d. h. die Vernunft mit dem Verstande verbunden ist daher das Organ der philosophischen Wissenschaft und bildet die Receptivität oder das Vermögen der Aufnahme und des Verständnisses der philosophischen Erkenntnisse bei dem Kandidaten der Philosophie.

§ 18.

In der Intelligenz oder dem höheren Erkenntnißvermögen des menschlichen Geistes liegt nicht nur die Rezeptivität, oder die Auffassungsgabe der dargebotenen Erkenntnisse, sondern auch die Spontaneität oder die Selbstthätigkeit der Intelligenz, das aufgefaßte in sich zu verarbeiten, zu prüfen, anzureihen und wieder eigenthümlich in sich auszubilden. Diese Selbstthätigkeit ist zum philosophischen Studium so unerläßlich erforderlich, als die Kraft der Verdauung der Beleibung und Belebung zur Erhaltung des leiblichen Organismus. Wie die Philosophie selbst, so darf auch der Studierende derselben nicht bei sogenannten Ansichten stehen bleiben, die nur Resultate oberflächlicher Anschauungen ohne innere freithätige Begründung sind, er muß sich zu wirklichen Einsichten erheben, die nur durch selbsteigenes Denken, durch ruhiges Ueberdenken und tieferes Nachdenken dessen erworben werden, was der Lehrer vorgetragen hat. Der Lehrer, sagt Schelling *), muß im Stande sein, das Ganze seiner Wissenschaft aus sich selbst

*) Methode des akademischen Studiums. S. 48.

zu konstruiren und aus innerer lebendiger Anschauung darzustellen. Die Art, nur die Resultate Anderer aufzutragen, ist in der Wissenschaft nicht nur geistlos, sondern auch geisttödtend für Andere. Der wahre Vorzug der lebendigen Lehrart ist, daß der Lehrer die Art, wie man zu bestimmten wissenschaftlichen Resultaten gelangt ist, darstellt und das Ganze der Wissenschaft gleichsam erst vor den Augen des Studierenden entstehen läßt. Daraus läßt sich auch für den Studierenden selbst eine gleichartige Folgerung ziehen. In der Wissenschaft kann der Inhalt oder Erkenntnißstoff von der Form, darin er dargestellt wird, unterschieden werden, diese Form ist die systematische, logisch-dialektische oder die wissenschaftliche Kunstform. Inhalt und Form der Wissenschaft können nur durch Lernen angeeignet werden; aber mit dem Lernen muß die freie Thätigkeit des Geistes verbunden werden, den gegebenen Stoff auch in eigenthümlicher selbstgebildeter Form wieder zu reproduzieren, dadurch vollendet sich die Receptivität oder die Auffassungsgabe. Lernen ist nur die negative Bedingung, dagegen ist wahre Intussusception nicht ohne innere Verwandlung in sich selbst möglich. Als Hauptregel gilt daher für den Studierenden: Lerne nur, um das Erlernte wieder eigenthümlich in Dir auszubilden. Nur durch dieses Vermögen der Produktion ist man vernünftiger Mensch, ohne dasselbe nur eine abgerichtete Maschine. Hört also der Studierende nur einfach an, was ihm vorgetragen wird, empfängt er immer nur von außen her den Stoff der Erkenntnisse und die Form derselben, ohne beide selbsteigen in sich zu verarbeiten, wiederzugestalten, zu reproduciren, selbst zu prüfen, zu forschen, zu vergleichen, zu verbinden, so wird er nie zu Einsichten, nie zu lebendigen Erkenntnissen, nie zu einer wahren wissenschaftlichen Bildung gelangen. —

§ 19.

Diese Selbstthätigkeit des Geistes in dem Streben nach der philosophischen Wissenschaft muß eine freie sein, und darf nicht zum vornherein durch diese oder jene Auktorität, durch dieses oder jenes Statut oder Gesetz, Meinung oder Convention der Menschen gebunden oder mit Beschlag belegt werden. Damit ist aber nicht gesagt, daß der Studierende der Philosophie mit jener geistlosen

Borniertheit behaftet sein dürfe, welche jede Auktorität und jedes Gesetz, oder das positiv gegebene, kurz — alles was nicht unmittelbar seiner Vernunft entströmt, geradezu verneinet und verwirft. Nein wie die Vernunft mit ihrer Füllung, so bildet auch die gesammte Wirklichkeit mit ihrem Inhalt das Objekt der philosophischen Forschung und jede Auktorität und jedes Gesetz und Statut, das als vernunftgemäß erkannt wird, kann in den Umkreis der philosophischen Erkenntniß und Forschung gezogen werden, und wenn Viele ohne Einsicht und Bewußtsein, unterwirft der Philosoph, nachdem er es in seiner tiefern Begründung erkannt hat, sich ihm mit Ueberzeugung und Bewußtsein. Das gründliche Studium bewahrt demnach einerseits von der oberflächlichen Aufklärerei, die mit der blasirtesten Unwissenheit die tiefsten Wahrheiten leichtfertig beseitiget, bloß weil sie von dieser oder jener Auktorität gegeben sind, anderseits von der geistigen Borniertheit, die die Philosophie für eine unheilbringende Beschäftigung des menschlichen Geistes oder für einen Abfall von der Demuth des Glaubens erklärt. Was wäre das für eine Religion, welche die Forschungen der Wissenschaft zu scheuen hätte, was wäre endlich das für eine Wissenschaft, die in ihren Resultaten mit der wahren Religion in Widerspruch käme, da die ewige Vernunft sich auch in ihren Offenbarungen gleich bleibt und in der übernatürlichen wie in der natürlichen Offenbarung sich übereinstimmend darstellt, wenn letztere richtig verstanden wird? —

§ 20.

Zu den subjektiven Bedingungen, welche für das Studium der Philosophie gefordert werden, gehört noch die reine Liebe zur Weisheit oder die uneigennützige Liebe zur Wissenschaft des Wahren und deren Darstellung im Guten durch die Handlungen des sittlichen Lebens. Die Wahrheit ist ihr Selbstzweck und sie zu erkennen ein ursprüngliches Recht und Gut, darum auch ein Grundbedürfniß des menschlichen Geistes. Dieses Grundbedürfniß bildet sich im Menschen in successiver Stufenfolge aus, auf der untersten beim Kinde tritt es als bloße Neugierde auf, veredelt sich mit dem weiteren Erwachen des Selbstbewußtseins im Knabenalter zur Wißbegierde, und erhebt sich im studieren-

den Jünglinge und im gebildeten Menschen überhaupt bis zum reinen Trieb nach Wissenschaft und Wahrheit nur um ihrer selbst willen und ohne alle Nebenrücksichten. — Durch dieses reine und uneigennützige Streben nach der Wahrheit um ihrer selbst willen wird die Wissenschaft keineswegs dem wirklichen Leben entfremdet und für dasselbe etwa unpraktisch und fruchtlos gemacht. Vielmehr wird gerade dann, wenn die Wahrheit um ihrer selbst willen gesucht, erforscht und erkannt wird, ihre Anwendung und ihr Nutzen für das Leben wie von selbst sich ergeben. Denn gerade in dem Maße ist die Philosophie für die allseitige Kultur, Gesetzgebung und selbst für die materielle Wohlfahrt der Menschheit nützlich gewesen, als sie frei von allen Nebenzwecken nur die Erforschung des Wahren im Gebiete des Geistes und der Natur sich zum Ziele setzte; die einmal erkannte und erschlossene Wahrheit wurde sodann von selber eine reiche Quelle der Güte, Schönheit und Wohlfahrt für das menschliche Leben und wissenschaftliche Resultate, aus reiner Wahrheitsliebe errungen, erwiesen sich immer früher oder später als grundnützlich für die menschliche Gesellschaft. So erforschten schon die Griechen die Theorie der Kegelschnitte aus rein wissenschaftlichem Interesse und schufen dadurch die Grundlage, auf welcher später Keppler unser Sonnensystem richtig auslegen, die Bewegungen und Größe und gegenseitige Entfernung der Gestirne sicher berechnen und dadurch die Zeitrechnung auf das genaueste bestimmen konnte. Die fortgesetzten Bemühungen der Naturforscher die Eigenschaften der Körper, ihre Bestandtheile und Wechselbeziehungen zu einander zu erforschen, haben für die Chemie überraschende Resultate zu Tage gefördert, die alle wieder für das Leben der Societät die folgereichste Nutzanwendung fanden; die fortgesetzten Studien der Physiker über die Gesetze der Bewegungen der Körper und deren Kombinationen haben die reine Mechanik immer weiter ausgebildet, und diese hat die technische angeleitet in der Maschinerie Instrumente für die kombiniertesten Bewegungen zu erstellen. Die nähere Erforschung der Eigenschaften der Luft und des Dampfes hat die Erfindung der Barometer für die Witterungskunde und Höhenmessungen und die Benutzung der Dampfkräfte zu Land und Wasser durch Eisenbahnen und Dampfschiffe zur Folge gehabt, welche die Kommunikations-

mittel unter den Völkern auf früher nie geahnte Weise erleichtert haben. So liegt in der reinen Wissenschaft, die in und für sich gesucht werden soll, schon unmittelbar ihre Nutzanwendung für das Leben, wird sie dagegen nur um äußerer Zwecke willen angestrebt, so wird der freie Blick des Geistes befangen, einseitig in seiner Richtung und von der Erkenntniß der Wahrheit auf Nebenwege abgezogen. Würde z. B. die Geometrie nur zum Behufe des Feldmessens betrieben, so gienge der schönste und reichhaltigste Theil dieser Wissenschaft verloren; würde die philosophische Rechts- und Staatslehre nur zur Rechtfertigung dieser oder jener Staatsform oder Einrichtung zum vorneherein benützt, so könnte sie nie zu einer wissenschaftlichen Entwicklung des Rechtes und Staates aus der Idee derselben ausgebildet werden.

§ 21.

Dem klassischen Alterthum und namentlich dem griechischen war diese gemeine Nützlichkeitsdoktrin eben so fremd, als sie vielfach in der neuern Zeit unter den Menschen einheimisch geworden ist. Plato lehrt an mehreren Stellen: daß nur das aus freier Wissensliebe hervorgegangene Studium gut zu heißen sey *); eben so erklärt Aristoteles **) es eines freigeborenen edlen Menschen unwürdig, bei seinem Thun auf den bloßen Nutzen zu sehen, so wie er die Beschäftigung selbst mit den edelsten Künsten verwirft, sobald man daraus Profession oder Handwerk macht. Es war der Grundsatz der Stoiker, den uns Cicero überliefert, rerum cognitiones ipsas propter se adsciscendas esse. Sicher ist es kein Vorzug für unsere Zeit, daß des Menschen höchste Güter, wie die Wissenschaft, nur dem materiellen Nutzen dienen sollen; von der Mammolatrie wird das erhabenste zum bloßen Mittel herabgewürdigt. Man ist gewohnt den Werth der Wissenschaften nur nach dem Nutzen zu messen, den sie für das tägliche Leben bringen, sie größtentheils als Erwerbmittel zu betreiben. Daher auch Mechanik, Physik, Chemie, Mathematik und überhaupt alle andern Disciplinen, die mittelbar auf Förderung des materiellen

---

*) Plat. de republ. lib. 7.

**) Arist. de polit. lib. 8. c. 3.

Vortheils und Genusses hinzielen nun mit besonderer Vorliebe betrieben werden. Der Geist der Zeit ist mehr auf die Mittel als auf die höheren Zwecke des Lebens, mehr auf die Bedürfnisse der Sinnlichkeit als auf jene des Geistes hingerichtet, wodurch das menschliche Leben selbst seine höhere Bedeutung, seinen Zweck und seine Poesie verliert. Allgemein, meinen sie, soll die Wissenschaft dienen, ihnen das Feld zu bestellen, die Gewerbe zu vervollkommnen oder ihre verdorbenen Säfte zu verbessern. Die Geometrie ist ihnen eine schöne Wissenschaft, nicht zwar deswegen, weil sie die reinste Evidenz, der objektivste Ausdruck der Vernunftanschauungen selbst ist, sondern weil sie lehrt Feldmessen, Häuser bauen und Krieg führen, wie Schelling treffend bemerkt. Der Staat, dieses große Kunstwerk des menschlichen Geistes soll nur eine Maschine zur Sicherung für persönliche und dingliche Rechte der Privaten und Gemeinden, für den Genuß und Verkehr der Einzelnen und der Menge sein, selbst der Religion — der herrlichsten Einrichtung Gottes in der Welt haben Manche der modernen Staatsweisheiten nur die dienstbare Stelle angewiesen an der Seite der Polizeigewalt zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung das Ihrige beizutragen; die Tugend selbst muß um Duldung mitten unter allen Gemeinheiten der Gegenwart zu finden, sich vorerst über den materiellen Nutzen und Gewinn, den sie allfällig abwirft, vor dem Zeitalter ausweisen, und besteht sie in der Rechnung vor diesem Materialismus nicht, so wird sie aus ihren Zufluchtstätten hinausgeworfen.

§ 22.

Reine Liebe zur Weisheit ist aber auch unzertrennlich von dem eifrigen Streben nach Tugend, von der Liebe zu allem Edlen und Hohen im sittlichen Leben, die darum auch bei demjenigen als Bedingung vorausgesetzt werden muß, der mit glücklichem Erfolge sich dem Studium der Philosophie widmen will. Der höchste Trieb im Menschen, schrieb Fichte in seinen bessern Stunden an Reinhold *), geht auf absolute Uebereinstimmung desselben mit sich selbst, des theoretischen und praktischen Vermögens,

*) Reinhold's Lebensbeschreibung S. 181.

des Kopfes und des Herzens. Anerkenne ich praktisch nicht, was ich theoretisch anerkennen muß, so versetze ich mich in offenen Widerspruch mit mir selbst. In der menschlichen Seele hängen die Vermögen eben so innig zusammen als die Grundkräfte und deren Hauptorgane in dem menschlichen Körper. Wird das Herz im Körper wie immer verdorben, so wirkt es krankhaft und deprimierend auch auf das Gehirn zurück, und zieht auch dieses allmählig in den Prozeß der Krankheit hinein. So auch in der Seele des Menschen. Wird das Gemüth verdorben, der Wille durch die Leidenschaft gebunden, so wirkt er verfinsternd auf die Intelligenz zurück, hält aber der Wille vom Gemüthe angeregt die rechtläufige Bahn der Tugend und des Rechtes ein, so unterstützt und erleichtert er die Vernunft in der Erkenntniß und Erforschung der höheren Wahrheit. Die Begeisterung für Wissenschaft und Tugend ist begründet in der reinen Liebe zur Weisheit. In diesem Sinne haben die Stoiker die Philosophie in die engste Beziehung zum praktischen Leben gesetzt. Die Philosophie war ihnen Weisheitslehre, die das sittliche Leben veredeln sollte, Wissenschaft und Tugend waren ihnen unzertrennlich Eins. Diese Schule bildete daher die großen Charaktere aus, die wir im jüngern Scipio, Pompejus, Oktavian, Seneka, den Antoninen, Epiktet u. A. bewundern.

§ 23.

Die bisherige Erörterung zusammengefaßt, ist daher die Philosophie ihrer Wortbedeutung zufolge ein reines Streben nach Weisheit, um durch die Freithätigkeit der Intelligenz und des Willens, die Wissenschaft der Wahrheit und die ihr entsprechende harmonische Ausbildung im sittlichen Leben zu erlangen.

Zweites Hauptstück.

Begriffsbestimmung der Philosophie nach ihrem Inhalte.

§ 24.

Ein weiterer Standpunkt für die Begriffsbestimmung der Philosophie ergibt sich, wenn wir vorzugsweise auf ihren Inhalt,

d. h. auf ihre Gegenstände oder Objekte, (Realitäten) hin sehen, deren Erkenntniß sie zur Wissenschaft erhebt oder deren Erkenntniß in den Umkreis der philosophischen Wissenschaft fällt. Bei dieser objektiven Bestimmung der Philosophie sind zu unterscheiden und zu erörtern:

a. Was in der Philosophie erkannt wird oder der Gegenstand.

b. Wie es erkannt wird oder die Erkenntnißart.

c. Die Einheit beider Momente oder die wissenschaftliche Kunstform.

a. Gegenstand der Philosophie.

§ 25.

Von jeher sind, wie die Geschichte der Philosophie lehrt, drei Objekte als Inhalt der Philosophie behandelt worden, sie heißen Gott, Mensch und Welt oder Natur, und umfassen alle Gegenstände der menschlichen Erkenntniß. Wie der Mensch das Bewußtsein seiner Selber und mit diesem zugleich das Bewußtsein der ihm gegenüberstehenden Welt hat, so hat er auch ein Bewußtsein von Gott zufolge der ihm angeborenen Gottesidee. Dieses dreifache ursprüngliche Bewußtsein wird in der Philosophie zur Wissenschaft vermittelt. Bevor der Mensch irgend ein Anderes erkennen kann, muß er das Bewußtsein seiner selber haben. Das erste Erkennen ist daher das Erkennen seines eigenen Seins, aber um dieses sein eigenes inneres Wesen zu erkennen, muß es sich am Spiegel der äußeren Welt reflektieren und auf sich selber zurückbiegen. Mit Nothwendigkeit wird der Mensch auf die Erkenntniß der ihn umgebenden Welt hingewiesen; sein Dasein ist verbunden mit einem anderen außer ihm seienden, die Außenwelt kann er nicht verläugnen, ohne die natürliche Grundlage seines eigenen Wesens zu verläugnen. Wie nun aber der Mensch sich bewußt ist, daß er ist, so findet er den Grund seines Daseins und seines Seins nicht in sich selber — und die Welt betrachtend, nimmt er eine unabsehbare Kette von Bedingtheiten wahr. Da aber ein unabweisbares Bedürfniß und ein ihm entsprechender Grundtrieb den menschlichen Geist nöthiget, von dem Bedingten zur Bedingung, von der Folge zu dem Grunde emporzusteigen und er nicht eher

Befriedigung findet, als bis er bei demjenigen ankömmt, was weder Bedingung noch Grund weiter über sich hat, so vermag er sich selber und die Welt außer ihm nur dann zu erklären und zu fassen, wenn er an der Kette der Wirkungen und Ursachen zu einer ersten Ursache und in der Reihe des Bedingten und der Bedingungen zu einer Urbedingung, zu einem letzten Grund — Gott — emporsteigt, der weiter nicht mehr zurückzuführen oder abzuleiten ist. Der Mensch, die Welt und Gott und deren Wechselbeziehung sind daher von jeher als die Hauptobjekte der philosophischen Erkenntniß aufgefaßt worden, wie mit ihnen auch der ganze Inhalt des Selbstbewußtseins und aller Wirklichkeit überhaupt bezeichnet wird.

Der Mensch.

§ 26.

Der Mensch hat das Bewußtsein seines eigenen Seins und nimmt dieses als Voraussetzung und Ausgangspunkt zu jeder weitern Bewegung seines Denkens und Erkennens. Es kann ihm aber nicht genügen nur zu wissen, daß er ist, sondern er will auch erkennen, was er ist, woher er ist und was er werden soll. Der Mensch wird sich also selber zum Objekte der wissenschaftlichen Erforschung und Erkenntniß, er wird zum Erkennenden und zum zu Erkennenden und Erkannten in einer und derselben Persönlichkeit. Darum ist durch Sokrates mit Recht die Selbsterkenntniß — das *γνωϑι σεαυτον* — als die Vorhalle zur Philosophie und ist seither die Lehre vom Wesen des Menschen oder die Anthropologie als ein einleitender Theil in die philosophische Wissenschaft betrachtet worden. Da der Mensch ein Mikrokosmus (eine Welt im Kleinen) ist und alles implicite in seinem Wesen vereinigt, was der Makrokosmus (die Welt im Großen) explicite in sich enthält, so müssen in der Wissenschaft von den im Wesen des Menschen liegenden Kräften und deren Gesetzen die Grundlinien für alle Wissenschaften überhaupt gegeben sein.

§ 27.

Wendet sich sonach der Mensch sinnend und nachdenkend auf sein eigenes Wesen, so bilden folgende Fragen den Inhalt und

Gegenstand seiner philosophischen Forschung und Erkenntniß: Was bin ich? was ist das, das in mir denkt und fühlt und will und handelt — meine Seele und mein Geist? Was ist mein Leib? Wie ist meine Seele mit meinem Leib verbunden und welcher Wechselverkehr findet zwischen beiden Statt? Welche Gesetzmäßigkeit herrscht in meinem Leib und welche in meiner Seele? Wie sind so viele räthselhafte Erscheinungen und Zustände im Leben des menschlichen Wesens zu erklären? Woher ist der Geist und was wird der Mensch nach diesem zeitlichen Leben sein, worin besteht seine Bestimmung? Wie muß sein Verstand denken, um richtig zu denken, wie muß seine Phantasie sich gestalten, um schöne Formen zu bilden, wie sein Wille wollen, um sittlich gut zu sein, wie seine Thatkraft wirken, um recht zu handeln? Wie verhält sich der Eine zu Allen, der Einzelne zur Societät, durch welche Rechte und Pflichten ist dieses Verhältniß geordnet?

Die Welt.

§ 28.

Der Mensch findet aber seiner Erkenntniß gegenüber und außer sich die Welt hingestellt und strebt diese zu erforschen. Die Welt außer uns bildet daher das andere Objekt oder den zweiten Gegenstand der philosophischen Erkenntniß. Die sichtbare Welt dem Menschen gegenüber betrachtet, ist der Inbegriff aller sinnlichen Gebilde und Wesen, die unter die Bedingungen der Zeit und des Raumes fallen und dasjenige ausmachen, was man unter dem Begriff der Natur gewöhnlich zusammenfaßt. Die Wissenschaft der Welt oder der Natur wird Kosmologie genannt. Man hat früher vielfach von daher das Wort — Weltweisheit — abgeleitet, das mit der Philosophie gleichbedeutend genommen wurde, richtiger aber ist die geschichtliche Ableitung (Biunde in der Bonner Zeitschrift für Philos. und kathol. Theologie I Band), wornach der Name Weltweisheit nur eine Uebersetzung von sapientia mundana scil. saecularis im Gegensatze zur sapientia divina scil. sacra d. h. zur christlichen Theologie wäre, ein Spitzname, wie Erasmus meint, von den Theologen erdacht und der Philosophie angehängt, um sie in Verruf zu bringen.

§ 29.

Den Inhalt der Kosmologie oder Wissenschaft von der Welt kurz anzudeuten, mögen folgende Fragen unseres Bewußtseins genügen: Woher sind die Dinge außer mir? und sind sie durch einen freien Willensakt eines allmächtigen und allweisen Wesens oder durch Zufall entstanden oder bestehen sie von Ewigkeit her? — Was ist die Zeit und der Raum, was überhaupt die Endlichkeit, was die Materie und ihre Grundkräfte, welche Ideen offenbaren sich in der unorganischen, organischen und animalischen Natur? In welchen Beziehungen steht die Menschheit zur Natur, wie kann die menschliche Freiheit neben einer göttlichen Vorsehung und Vorbestimmung bestehen, was ist die Geschichte, welches ihr Sinn und ihr Zweck? u. s. f.

Gott.

§ 30.

Der Mensch erkennt sich selber und die Welt außer ihm als ein Begründetes und kann beide aus ihnen selber nimmer deuten und erklären, er sucht daher eine Erkenntniß seiner Selbst und der Dinge außer ihm aus ihrem letzten Grunde. Letzter Grund oder Urgrund heißt derjenige Grund, aus dem alles, was da immer Sein und Realität hat, stammet, der selber aus nichts anderem als aus sich selber ist, von dem dagegen alles andere nur Wirkung und Folge von ihm, er selber aber von, aus und für sich Grund und Folge, Ursache und Wirkung seiner Selber ist. Dieser Urgrund seiner Selber und alles bedingten Seins ist Gott. In ihm gründet das Sein, das Leben und die Endbestimmung alle Dinge. Zufolge ihres Ursprunges aus Gott nehmen sie an den Eigenschaften des göttlichen Wesens Antheil und sind dessen Widerschein oder Offenbarung nach Außen. Die Idee Gottes ist darum von jeher als die Grundidee oder als das oberste Objekt der ganzen Philosophie angesehen worden, als die Urerkenntniß, an welcher jede andere Erkenntniß Antheil nehmen muß, damit sie Wahrheit und Bedeutung habe, als das Eine Wissen, ohne welches es in der Philosophie kein wahres Wissen eines Anderen geben kann, weil das Begründete erst in seinem Grunde gründlich d. h.

wahr erkannt werden kann. Wenn nun in dem Wechselverhältniß des Endlichen zum Unendlichen, der Welt zu Gott und dieses zu jener das Wesen der Religion besteht, so muß die ächte Philosophie in ihrem innersten Grunde eine durchaus religiöse Bedeutung haben; denn an der wahren Erkenntniß wird auch die wahre Liebe Gottes sich entzünden und beide vereint vollenden die Seligkeit des Menschen. Irrthümlich wird sonach die Philosophie als eine bloß trokene Spekulation angesehen, die nur den Verstand des Menschen beschäftige, Gemüth und Willen aber leer lasse — ja dem Göttlichen sogar entfremde, da sie vielmehr den ganzen Menschen anspricht und seine Vernunft durch Erkenntniß, seinen Willen durch die Liebe, sein Gemüth durch die seligsten Gefühle zu Gott erhebt. Haben auch viele Forscher, die der königliche Sänger mit Recht „Thoren" nennt, das Dasein eines allerhöchsten Wesens geläugnet, haben Andere über dasselbe höchst einseitige, ungereimte und irrige Begriffe aufgestellt, so beweisen selbst diese fehlgeschlagenen Versuche, daß dem menschlichen Geiste die Idee Gottes eingeboren, daß sie in und mit der Vernunft zumal und unmittelbar gegeben sey und darum auch von jeher den Hauptgegenstand des menschlichen Erkennens überhaupt und der Philosophie insbesonders gebildet habe. Die wissenschaftliche Erkenntniß Gottes aber ist die Theologie, welche zum Unterschiede von der positiven, in der Philosophie die rationelle genannt wird oder auch die natürliche, weil die Vernunft ein Grundvermögen der geistigen Natur des Menschen ausmacht.

§ 31.

Den näheren Inhalt der rationellen Theologie oder Gotteslehre deuten folgende Fragen unseres Bewußtseins an: Giebt es ein allerhöchstes Wesen, welches der Urgrund aller Dinge ist? Findet die denkende Vernunft Gründe und welche für das Dasein eines Urgrundes aller Dinge? Was ist Gott? Ist er ein blindes dunkles Sein oder ein ewiger absoluter Geist? Welches sind seine Eigenschaften? In welchem Verhältnisse steht er zu der Welt? Wie ist das Entstehen der Dinge aus Gott zu erklären? Wie die Ideen der Dinge, die ewig in Gott sind? — u. s. f.

b. Erkenntnißart der Philosophie.

§ 32.

Die bezeichneten Objekte erkennt die Philosophie nicht wie das gemeine Bewußtsein sie gewöhnlich erkennt; sondern in der Form der Allgemeinheit, der Nothwendigkeit und der Unbedingtheit — mit anderen Worten — die Philosophie strebt nach allgemeinen, wesentlichen und unbedingten Erkenntnissen.

§ 33.

Dem besonderen Erkennen, wie es in den Vorstellungen erscheint, steht das allgemeine gegenüber, welches auch das abstrakte Erkennen oder Denken schlechthin heißt, weil es ein von den besonderen Erkenntnissen abgezogenes und abgesondertes Erkennen ist. Das besondere Erkennen wird auch das konkrete genannt, weil in ihm Merkmale mittelst der Vorstellung zusammengefügt werden, die ausschließlich nur diesen oder jenen Dingen und nicht einer ganzen Gattung derselben zukommen. Die Philosophie hat es nicht mit besondern oder konkreten, sondern mit allgemeinen oder abstrakten Erkenntnissen zu thun. Sie behandelt bei der Erkenntniß des Menschen nicht etwa diese oder jene Menschenraçe, dieses oder jenes Volk, oder diese oder jene wirkliche Menschenperson — sondern dasjenige, was ihr nach Abzug alles Besonderen und Eigenthümlichen in den Menschenraçen, Völkern und Personen als das allen Menschen Gemeinsame übrig bleibt; gerade so wie die Geometrie nicht dieses oder jenes wirkliche Dreieck, diesen oder jenen Kreis, diese oder jene Fläche oder Körperform behandelt, sondern diejenigen allgemeinen Bestimmungen und Verhältnisse des Raumes erklärt, die bei allen Dreiecken, bei allen Kreisen, bei allen Flächen und Körperformen derselben Gattung oder Art nothwendig vorkommen müssen. Die Philosophie der Natur befaßt sich nicht mit den besondern Arten und Formen der Pflanzen, sondern mit der Pflanze als solcher wie sie bei allen Arten und Individuen zum Vorschein kommt, sie beschreibt nicht die einzelnen Thierarten von Insekten, Fischen, Amphibien, Vögeln und Säugethieren, sondern sucht das Allgemeine der animalischen Natur überhaupt, — deren kosmische Stellung

und Verbindung zur vegetabilischen Natur unter ihr und zum Menschenwesen über ihr zu erkennen. Die Logik befaßt sich nicht mit dem besondern Denken dieses oder jenes Menschen, welches schon einen bestimmten Inhalt hat, sondern sie zieht die allgemeinen Gesetze und Formen ab, die bei allen Denkthätigkeiten von der Seele eingehalten werden, ohne auf einen bestimmten Inhalt Rücksicht zu nehmen. Daher giebt die Philosophie nicht konkrete sondern abstrakte Erkenntnisse. Das Allgemeine, welches die abstrakte Erkenntniß aus dem Besondern heraushebt, ist aber gerade die unveränderliche Wahrheit des Besondern.

§ 34.

Die Philosophie giebt auch wesentliche Erkenntnisse. In allem Wirklichen muß das Wesen und die Erscheinung unterschieden werden, beide in der Einheit verbunden, bilden das Wirkliche und auf die Außenwelt bezogen — das Ding. — Die Erscheinung der Dinge ist das wandelbare und veränderliche an ihnen; das Werden und Vergehen ihrer äußern Gestaltung; ihr Wesen aber das bleibende, das unveränderliche Sein derselben, darum dieses die Substanz, jenes aber die Accidenz genannt wird. Die Philosophie giebt sich mit der bloßen Erkenntniß der zufälligen Erscheinungen der Dinge nicht zufrieden, sie strebt nach der Erkenntniß des Wesens der Dinge, das in allen Veränderungen sich selber gleich bleibt und den tieferen Grund aller Formenwechsel in Zeit und Raum bildet. Insofern nun das Wesen das Sein eines Dinges, wie es nothwendig gedacht werden muß, ausdrückt, giebt die Philosophie nicht bloß zufällige, sondern nothwendige Erkenntnisse von ihren Objekten, indem sie dieselbe jederzeit abgesehen von ihren Zufälligkeiten und wechselnden Formen und Erscheinungen gerade so erkennt, wie sie erkannt werden müssen, um ihrem unveränderlichen Sein und Wesen gemäß erkannt zu werden, daher gewährt erst die Philosophie außer und über dem abstrakten Erkennen oder Denken, die eigentliche Erkenntniß vom Wesen oder das höhere Erkennen. Die philosophische Rechtslehre behandelt z. B. nicht dieses oder jenes Rechts- oder Gesetzbuch irgend eines Volkes, diese oder jene Verfassung eines gegebenen Staates — sondern entwickelt vielmehr aus dem Rechte

an und für sich, wie es als Idee über allem Wechsel der Zeiten steht, alle privatlichen und öffentlichen Rechte und aus dem Wesen der menschlichen Societät und ihrer Aufgabe die besondere Gliederung der Gewalten und Kräfte des Staates überhaupt. Da aber das erkannte Wesen eines Dinges dessen Urbegriff oder Idee genannt wird, so können die wesentlichen Erkenntnisse, die die Philosophie gewährt, auch Ideen genannt werden, wie die Philosophie selbst auch als Wissenschaft der Ideen bestimmt wird.

§ 35.

Die Philosophie liefert unbedingte Erkenntnisse in dem Sinne, weil alle ihre Erkenntnisse an eine letzte unbedingte Erkenntniß zurückgebunden sind und von dieser durchwohnt, durchlebt, beseelt und getragen werden. Der unbedingten Erkenntniß steht die bedingte gegenüber. Letztere beruht auf einer Bedingung oder Begründung, auf welche sie regressiv oder analytisch muß zurückgeführt werden, um gründlich erfaßt und erkannt zu werden; die unbedingte Erkenntniß aber trägt den Grund ihrer Wahrheit in sich selber, (wie das Licht, das durch sich selber leuchtet ohne eines anderen zu bedürfen), und kehrt in allen mit ihr zusammenhängenden Erkenntnissen wieder, wie der Eine Lebensgeist in allen Funktionen und Systemen des Organismus. — Darum ist die Philosophie auch als die wissenschaftliche Konstruktion der unbedingten Erkenntniß nach allen in ihr liegenden Momenten bezeichnet worden, indem sie progressiv oder synthetisch von einer obersten oder unbedingten Idee aus die ganze Wissenschaft in allen ihren Gliedern entfaltet, wodurch sie sich eben von jeder anderen untergeordneten Wissenschaft unterscheidet und ihre abstrakten und nothwendigen Erkenntnisse oder Denken und Erkennen zum Wissen erhebt. So demonstriert die Geometrie die Gesetze und Verhältnisse aller räumlichen Formen und Gestalten aus bestimmten Prinzipien, die unmittelbar in dem Gesetze unseres Verstandes liegen, aber sie untersucht nicht, was der Raum dann an und für sich seie, der über und in allen räumlichen Gestalten und Figuren besteht; sie untersucht nicht, welche Beziehungen der Raum zur Zeit habe und weiß diese Erscheinungsformen alles Endlichen nicht auf einen letzten und unbedingten Grund zurückzuführen, aus

welchem die Philosophie beide (Zeit und Raum) als nothwendige Formen zur Wirklichwerdung alles Endlichen deduziert. Die Naturwissenschaften der Physik, Chemie, Naturbeschreibung, Naturgeschichte u. s. f. verschaffen uns zwar die interessantesten Kenntnisse von den Gebilden, Gesetzen und Kräften der Natur, setzen aber alle die Natur als ein schon gegebenes voraus. Die Philosophie aber untersucht das Wesen der Natur, will das Wechselverhältniß zwischen Natur und Geist im Universum erkennen, führt beide auf einen unbedingten letzten Grund zurück, und stellt sie als Offenbarungswesen des Einen Absoluten dar, welches den Grund seiner Selbst nicht außer sich hat, sondern in sich selber trägt. Die Philosophie liefert daher Erkenntnisse die per inductionem et per deductionem aus dem letzten, weiter nicht mehr zu bedingenden, somit unbedingten Grunde geschöpft sind. Wie nun aber der unbedingte Grund alles Seins sich selber trägt und hält ohne eines anderen Trägers und Haltpunktes weiter zu bedürfen, so ist auch subjektiv die Erkenntniß dieses letzten unbedingten Grundes das urgewisse in unserem Erkennen, das eigentliche Wissen, die unmittelbare — an und für sich selbst gewisse Erkenntniß, — an welcher alle anderen Erkenntnisse Antheil nehmen und mit welcher sie innigst verbunden sein müssen um gewiß zu sein. Die Philosophie hat darum nachzuweisen, daß alle ihre Erkenntnisse in der unbedingten Erkenntniß enthalten seien und folgerichtig aus derselben abgeleitet werden können. Es ist daher jetzt schon vorzusehen, daß in dem philosophischen Erkennen zwei Richtungen und Thätigkeiten zum Vorschein treten werden, die Eine, die analytische oder induktive, die von dem zunächst gewissen auf das unmittelbar Gewisse zurückgeht, und die synthetische oder deduktive, welche von dem obersten Prinzipe oder Wissen aus auf die besondere und einzelne Erkenntniß herabsteigt und übergeht.

c. Die wissenschaftliche Kunstform.

§ 36.

In der objektiven Betrachtung der Philosophie kann nicht nur unterschieden werden, was erkannt wird und wie es erkannt wird, sondern auch die gegenseitige Verbindung beider, des Gegen-

standes und der Form in dem wissenschaftlichen Ganzen oder in der Kunstform der Wissenschaft. Die wissenschaftliche Form der Philosophie ist schon in ihrer Grundidee gelegen, und nur der angemessene Ausdruck derselben, tritt aber, wie die Formen der Wesen in ihrer Entwicklung, bei jedem schöpferischen Genius im individuellen Geiste eigenthümlich hervor. Die wissenschaftliche Kunstform, welche die Idee der Philosophie aus sich herausbildet, ist das wissenschaftliche System oder der lebendige Organismus von Erkenntnissen, worin aus einer Idee die Principien und aus diesen die Hauptsätze und Haupttheile, in diesen die Sätze, Begriffsbestimmungen und Beweise im denknothwendigen Zusammenhange und stäter Folgereihe entwickelt und alle wieder an den Einen, zu Grund gelegten Mittelpunkt zurückgebunden werden; oder kürzer gefaßt: die Philosophie soll einen Organismus von gleichartigen Erkenntnissen bilden, welche die Intelligenz oder die vereinte Thätigkeit der Vernunft und des Verstandes aus Einer Idee in systematischer Form und Gliederung ausbildet, und dadurch ein Wissen von dem erkannten Gegenstand vermittelt.

§ 37.

Fassen wir die Merkmale zusammen, welche sich aus der objektiven Auffassung der Philosophie, oder aus der Betrachtung derselben nach Ihrem Inhalte bisher ergeben, so kann sie als die Wissenschaft von Gott, dem Menschen und der Welt und da diese in ihrer Idee erkannt werden sollen, als Wissenschaft der Ideen bestimmt werden, welche allgemeine, wesentliche und unbedingte Erkenntnisse anstrebt und sie im systematischen Zusammenhange darstellt.

Drittes Hauptstück.

Begriffsbestimmung der Philosophie nach ihrer geschichtlichen Entwickelung.

§ 38.

Aus den bisherigen Erörterungen und Begriffsbestimmungen der Philosophie ergiebt sich von selbst die Einsicht, daß ihr Inhalt

und ihre Aufgabe eine unendliche, d. h. daß sie selber eine Idee sei, welche vom endlichen Geiste nicht zumal und vollkommen, sondern nur successive und approximativ erreicht und verwirklichet werden kann. Jedes philosophische System in der Geschichte der Philosophie bildet einen Versuch von einem bestimmten Gesichtspunkt aus jene Idee zu verwirklichen, während es immer wieder, weil von einem endlichen Geiste ausgegangen — die Signatur der Einseitigkeit an seiner Stirne trägt. Dennoch da sich die Idee der Philosophie in den verschiedensten Systemen immer wieder offenbart und diese letztern nur besondere Ausstrahlungen des Einen Lichtes sind — bilden dieselben einen innern Zusammenhang unter einander und haben sich nach einem bestimmten Gesetze ausgestaltet. Jedes einzelne System der Philosophie, wenn es anders diesen Namen verdient, ist daher ein eigenthümliches Gebilde am Gesammtorganismus derselben, worin der philosophische Menschengeist in einer Periode nach einer bestimmten Seite hin und bis zu einem bestimmten Grade die Aufgabe der Philosophie löst und so diese ihrem Ziele näher führt.

§ 39.

Das Grundgesetz, nach welchem die Idee der Philosophie sich in den verschiedenen Systemen ausgebildet, wird kein anderes sein, als jenes, nach welchem alles Leben überhaupt sich entwickelt. Das Leben ruht in seinem ersten Stadium in noch ungetheilter Einheit, worin alle Elemente und Formen im Zustande reiner Innerlichkeit sich befinden, wie die Pflanze im Saamenkorn; man kann dieses Stadium die Thesis des Lebens nennen. Um aber ein wirkliches zu werden, muß das Leben seine unmittelbare Einheit in einem Gegensatze aufheben, wodurch Inneres und Aeußeres sich in ihm scheidet. — In der Offenbarung des Gegensatzes — der Antithesis des Lebens — wird zuerst die Form über das Wesen (das Aeußere über das Innere) und sodann Dieses über Jenes vorherrschend erscheinen; endlich aber werden die geschiedenen Elemente nach höherer Ausgleichung und Vereinigung streben in der Synthesis des Lebens. Hat sich nun die Philosophie nach diesem allgemeinen Gesetze des Lebens ausgebildet, so kann man in ihrer Entwickelungsgeschichte füglich vier

Stadien oder Perioden unterscheiden und dieselben, sofern man das vorherrschend innere, geistige als das Ideale, und das vorherrschend äußere oder natürliche als das Reale bezeichnet, folgendermaßen bestimmen:

Die erste Periode diejenige der unentwickelten Einheit — Grundcharakter der orientalischen Philosophie.

Die zweite Periode diejenige des vorherrschenden Realismus — Grundcharakter der griechischen Philosophie.

Die dritte Periode diejenige des vorherrschenden Idealismus — Grundcharakter der Philosophie des Mittelalters.

Die vierte Periode diejenige der höheren Einheit beider oder des Ideal-Realismus — Grundcharakter der Philosophie der neuern Zeit.

Die angegebenen Momente oder Charakterzüge sind aber keineswegs wie äußere Signaturen den Entwickelungsperioden angeheftet, sie sind vielmehr Momente einer freien Lebensentwickelung und kehren in jeder der einzelnen Perioden auf eigenthümliche Weise wieder. Auch stellt die Ausbildung der Philosophie in den verschiedenen Systemen keineswegs eine kontinuirliche fortschreitende Entwickelung ihres Wesens dar, sondern sie hat theils durch die Abirrungen des menschlichen Geistes, theils durch die schädlichen Einflüsse der Zeit zuweilen in einzelnen Perioden Hemmungen und Rückschritte erlitten, und viele Zeit und Mühe mußte oft verwendet werden, entweder um angenommene Irrthümer wieder als solche aufzudecken, deren Grundlosigkeit zu erkennen und mit Bewußtsein sie zu verwerfen, oder einseitige Behauptungen durch eine allseitige Erkenntniß zu ergänzen.

So verschieden nun die Gesichtspunkte waren, von denen aus im Laufe der Zeiten die Idee der Philosophie von denkenden Männern aufgefaßt und behandelt wurde, so verschieden sind auch ihre Systeme und nach diesen Systemen die Begriffsbestimmungen der Philosophie ausgefallen. Wir können hier nur nach den vorzüglichsten Systemen die entsprechenden Definitionen über die Philosophie aufführen.

1. Orientalische Philosophie.

§ 40.

In der orientalischen Philosophie sind die indische, die persische und die chinesische Philosophie zu unterscheiden. In allen diesen Systemen herrscht die Grundvorstellung einer Emanation der Dinge in der Welt aus dem Urwesen; diese Emanation erscheint aber in dreifacher Weise entwickelt, unitarisch in der chinesischen, dualistisch in der persischen und trinitarisch in der indischen Philosophie. Nach der naturphilosophischen Spekulation der Chinesen ist Alles aus dem Unendlichen durch Differenzierung in Raum und Zeit entsprungen und kehrt in dasselbe durch Auflösung wieder zurück. In der chinesisch-budd'haistischen Spekulation steht als Urwesen an der Spitze — Nirwana — Himmel; aus diesem, der selbst in ewiger Ruhe ist, tritt Alles in den Kreislauf des Daseins und der Bewegung mit der Bestimmung, dem Grundwesen ähnlich zu werden, in Unempfindlichkeit und in vollkommener Ruhe. Wer dieses Ziel erreicht, kehrt in Nirwana zurück und ist selig, wer es aber nicht oder nur unvollkommen erreicht, muß nach dem Tode neue Wanderungen in das irdische Leben antreten, bis er vollkommen geworden.

In der persischen (Zoroastrischen) Philosophie erscheint als Urgrund der Dinge Zeruane-Akkerene, welcher an sich ewig und unsichtbar ist, aus ihm sind vor der Zeit die zwei Urwesen, nemlich Ormusd, der Urgute, und Arihmann, der Urböse, und aus diesen die geistige und materielle Welt hervorgegangen. Zufolge der Entstehung der Welt aus diesen zwei Urwesen, besteht in ihr und der Geschichte ein Kampf des Guten mit dem Bösen, der dann zuletzt endet mit einem Siege des Guten über das Böse, wodurch die Einheit wieder ersteht.

In der indischen Philosophie ist das höchste Wesen Parabrahma, aber an sich unendlich oder ohne Erscheinung. Als der ewige Urgrund trug Parabrahma die Keime und die Sehnsucht des Werdens in sich, woraus Brahma entstand, die erste Emanation — Brahma ist eine Ursache aller sichtbaren Dinge. Neben ihm, dem erzeugenden Princip, offenbart sich Parabrahma auch als erhaltend und wiederherstellend und diese Offenbarung ist Vischnu,

die zweite Emanation, die dritte Emanation aus Parabrahma ist endlich Schiwa, das auflösende und zerstörende Prinzip. Nach diesem System ist Alles einem ewigen Kreislauf des Entstehens, Zerfallens und Wiederherstellens unterworfen, daher nach Verlauf einer bestimmten Zeit (nach 4 Weltperioden von 4,320,000 Jahren) wieder eine neue Welt entsteht und so immer weiter.

Nach diesen orientalischen Systemen ist die Philosophie die Erkenntniß, wie die Dinge aus dem Urwesen durch Emanation hervorgegangen sind und nach vollendetem Lebenscyklus wieder in dasselbe zurükkehren.

2. Griechische Philosophie.

§ 41.

Die griechische Philosophie verliert sich in ihren Anfängen in Mythologie, metrische Theogonie und Kosmogonie, aus denen sie, allmälig selbständig sich entwickelnd, ihr reales Element in der jonischen Naturphilosophie, und ihr ideales in der pytagoräischen und eleatischen Schule ausgebildet, um durch die Sophisten vorbereitet in der attischen Philosophie, der Sokratischen Schule, beide Elemente in höherer Einheit verbindend, ihren Glanzpunkt zu erreichen. (S. Schwegler Grundr. d. Geschichte d. Phil.)

§ 42.

Die gemeinsame Richtung der vorsokratischen (jonischen, pythagoräischen und eleatischen) Philosophie gieng dahin, ein Prinzip für die Erklärung der Natur zu finden. Die äußere Natur, das unmittelbarste, dem Auge zunächst liegende war es, was den Forschungsgeist zuerst ansprach und in ihm die Ahnung weckte, den wechselnden Formen der Natur und ihren zufälligen Erscheinungen müsse ein beharrliches Princip zu Grunde liegen. Welches ist dieses Princip, dieser Urgrund der sichtbaren Dinge oder bestimmter — welches Naturelement ist das Grundelement? Die Beantwortung dieser Frage bildete das Problem der jonischen Naturphilosophen, von denen Thales das Wasser als dieses Grundelement bezeichnete, Anaximander ein ewiges und unbestimmtes Princip (αρχη) hiefür annahm, Anaximenes die Luft, Heraklit dagegen das Feuer als Princip des sichtbaren Alls und des Werdens der

Dinge aufstellte. Sonach besteht die Philosophie nach der Auffassung der jonischen Naturphilosophen in einem über der gemeinen Anschauungsweise sich erhebenden Verfahren, den Ursprung der sichtbaren Natur aus einem bestimmten Grundelemente oder Principe zu erklären.

§ 43.

Während die jonischen Naturphilosophen nur den Ursprung der Natur aus einem Principe zu erforschen strebten, wandte sich Pythagoras von Samos von dem Aeußern auf die innere — ideale Seite der Dinge, und vom stofflichen Principe mehr auf ein geistiges. Das Ureins (το πρῶτον ἕν) oder die Ureinheit ist nach ihm der Urgrund (αρχη) der Dinge, daraus die übrigen Zahlen hervorgehen, welche den Wesen, Formen und Verhältnissen der Dinge zu Grunde liegen und selbe bestimmen. Selbst die Seele ist eine Zahl und ihre Kräfte und Tugenden beruhen auf bestimmten Zahlverhältnissen, die Zahlverhältnisse in rythmischer Bewegung bilden die Töne. Nach der Lehre dieses Philosophen sollen darum auch die Planeten wie alle schnell bewegten Körper Töne von sich geben, welche je nach der Geschwindigkeit und Größe oder je nach den Zwischenräumen der Weltkörper verschieden sind und aus diesem Grunde in einem ganz musikalischen Verhältniß zu einander stehen, so daß ihre Harmonie vollkommener als irgend ein anderes sterbliches Lied ertönt. Nach dem Bilde dieser tönenden sieben Planetensphären wurden der Leyer sieben Saiten von Orpheus gegeben und das Planetensystem vermöge seiner Sphärenmusik als siebensaitige Himmelsleyer als divum lyra und lyra Apolonis, auch als Organum Dei bezeichnet. Diese erhabene Idee wurde später durch Martianus Kapella auch auf die übrigen Himmelskörper übertragen und behauptet, daß jeder seinen eigenthümlichen Ton habe, alle zusammen aber die Weltmusik bilden, deren Mißtöne der Ewige in eine Harmonie der Sphären aufzulösen wisse. Nach Pythagoras wäre sonach die Philosophie das Streben, das Wesen, die Form und das Wechselverhältniß der Dinge aus Zahlen und deren Combinationen zu erkennen und zu deuten.

§ 44.

Die Eleaten (Xenophanes, Parmenides, Zeno) sahen nicht nur von allem äußeren und stofflichen in den Dingen ab und auf die innere Seite derselben hin, sondern sie zogen sich auch von allem veränderlichen und wandelbaren der Dinge überhaupt zurück, wandten sich zur Erkenntniß des unveränderlichen ewigen Seins hin und suchten aus diesem die Mannigfaltigkeit und Veränderung alles anderen Seins abzuleiten. Auf die Welt als Ganzes seine Blicke richtend, nannte Xenophanes, wie Aristoteles berichtet, Gott das Eins, der Eines und Alles ist (ἕν καὶ πᾶν). Nach dieser Schule wäre die Philosophie die Lehre von dem Einen, ewigen und unveränderlichen Sein (also eigentliche Alleinslehre) im Gegensatze der Erkenntniß der erscheinenden Dinge, deren Werden und Vergehen, Sein und Nichtsein, Veränderung und Wandel bloßer Schein sind, gehalten an die untrügliche Erkenntniß des reinen Seins.

§ 45.

Die vorsokratische Philosophie war in ihrem wesentlichen Charakter Naturforschung oder Erklärung der Natur aus einem bestimmten Princip; mit Sokrates wendet sich der forschende Geist zum erstenmal auf sich selbst, auf sein eigenes Wesen, aber er faßt sich vorerst nur als handelndes sittliches Wesen. Durch Sokrates wurde die Philosophie aus ihrer Verflüchtigung, in die sie durch die Atomistik und Sophistik gerathen war, auf ihren wahren Ausgangspunkt zurückgeführt — welcher die Selbsterkenntniß des Menschen ist, das delphische γνῶθι σαυτόν; darum seine Philosophie vorzugsweise ethischer Natur — Moralphilosophie oder Lehre von der Tugend ist, die er seinem verdorbenen Zeitalter einzuschärfen bemüht war. Durch Anwendung der Induktion und Definition in der Darlegung seiner Lehren hat er auch zur Ausbildung der Kunstform der philosophischen Wissenschaft wesentlich beigetragen. In seinen Dialogen sucht er das gewöhnliche Wissen des gemeinen Bewußtseins als ein irriges und falsches, somit als ein Nichtwissen darzustellen, die Selbsterkenntniß zu fördern, von dieser zur Erkenntniß Gottes emporzusteigen und dabei die Untrennbarkeit der Weisheit und der Tugend, so wie der Tugend

und der Religiösität darzuthun. Darum wurde von ihm gesagt: er habe die Philosophie vom Himmel herabgerufen und in die Wohnungen der Sterblichen eingeführt, indem er diese genöthigt, über das Leben und über das Gute und Böse nachzudenken. Im Geiste der Sokratischen Lehren ist die Philosophie das Streben, auf dem Wege der Selbstkenntniß die wahre Erkenntniß Gottes und der Tugend zu gewinnen, und dadurch den Menschen zur Erreichung eines unsterblichen Lebens sittlich gut und gottähnlich zu machen.

§ 46.

Plato, während acht Jahren Schüler des Sokrates und einer der größten Denker aller Zeiten, bildete das System seines großen Lehrers mit einem Genie aus, das bisher in der Geschichte des menschlichen Geistes noch nie in solchem Glanze erschienen war. In ihm tritt die Philosophie als Wissenschaft hervor, die ihrer selbst und ihrer wahren Aufgabe recht bewußt wird und ihren Begriff durch sich selbst zu erstellen weiß. Um die Ausmittelung und Bestimmung dieses Begriffes der Philosophie drehen sich alle Forschungen und Schriften dieses großen Mannes. Obwohl er die Philosophie nicht in systematischer Darstellung gelehrt und bearbeitet, kann selbe dennoch in drei Theile — Logik, Physik und Ethik ausgeschieden werden. Plato unterscheidet in seiner Dialektik mit Bestimmtheit die sinnliche und nicht-sinnliche Erkenntniß, und in der letztern die unsinnliche und die übersinnliche — oder Verstandes- und Vernunft-Erkenntniß (*διάνοια καὶ νοησίς*). Die sinnliche Erkenntniß oder die Sinneswahrnehmung kann nur das Wandelbare, Veränderliche, Zufällige in den Dingen auffassen und nicht Das, was die Dinge sind. Aber die Seele hat in sich eine Denkkraft, durch welche sie das Allgemeine und das Bleibende in den Sinneswahrnehmungen festzuhalten und ihnen aus sich selber Bestimmungen (Kategorien — wie z. B. Sein und Nichtsein, Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, Einerleiheit und Verschiedenheit u. s. f.) aufzudrücken vermag. Diese Bestimmungen, namentlich auch die des Schönen und Häßlichen, des Guten und Bösen, liegen in der Seele selber, unabhängig von allen Sinneswahrnehmungen. So hat die Seele in ihrer höhern Denkkraft

oder Vernunft das Vermögen, das Allgemeine in den Erscheinungen durch sich selbst zu erforschen, das wahrhaft Seiende (το ὄν) im Denken zu ergreifen. Es gibt daher eine doppelte Quelle der Erkenntniß — Empfindung oder Vorstellung und vernünftiges Denken. Die Empfindung bezieht sich nur auf das Werden und das Veränderliche in den Dingen, ist daher eine trübe unsichere Erkenntniß, — das Denken aber hat es mit dem Beharrlichen zu thun, das immer sich gleich bleibt. Die Erkenntniß dieses Beharrlichen und wahrhaft Seienden ist aber die Idee — darum die Philosophie die Wissenschaft des wahrhaft Seienden oder der Ideen und die Dialektik das Mittel ist, diese Ideen zu finden und zu erkennen. Nach der verschiedenen Darstellungsweise Plato's können die Ideen bestimmt werden als das Gemeinsame im Mannigfaltigen, als das Allgemeine im Einzelnen, als das Eine im Vielen, als das Beharrliche im Wechselnden. In subjektiver Hinsicht sind sie die an sich gewissen, aus der sinnlichen Erfahrung nicht abzuleitenden, Principien des Wissens, angeborne Regulative unseres Erkennens, in objektiver Hinsicht aber zugleich die unveränderlichen Principien des Seins und der Erscheinungswelt, unkörperliche, einfache Einheiten (μοναδες). Was setzt nun Plato als Idee? Im Allgemeinen findet Eine Idee, wie schon der Name (εἰδος) besagt, überall da statt, wo ein allgemeiner Art- oder Gattungsbegriff gesetzt wird; alle Ideen aber kommen in den höheren Ideen des Wahren, Schönen und Guten zusammen, bilden unter einander einen gegliederten Organismus und müssen in einer Uridee als in ihrer Spitze zusammenlaufen. Diese höchste Idee, die „letzte im Erkennbaren", der voraussetzunglose Grund der anderen ist für Plato die Idee des Guten. Sie ist der letzte Grund sowohl des Erkennens als des Seins, des Subjektiven und des Objektiven, des Idealen und des Realen — und darum auch identisch mit Gott selbst. In seiner Physik bespricht Plato die Natur und ihre Schöpfung durch Gott nach dem Urbild der Ideen aus einer formlosen, ewig bestehenden Materie, sodann auch die Seele, ihre Vermögen und ihr Verhältniß zum Körper in dualistischer Richtung und ihre Unsterblichkeit. In seiner Ethik erhält die Grundidee des Guten ihre reale Darstellung und Plato entwickelt sie nach drei Seiten

hin als Gut, als individuelle Tugend und als ethisches Ganzes im Staate. Im Geiste des Platonischen Systemes ist daher die Philosophie zu bestimmen als die Wissenschaft der Vernunft von Gott als dem wahrhaft Seienden und den Ideen, aus welchen die wahren Erkenntnisse der Natur und des Menschen als eines moralischen und politischen Wesens oder eines Gliedes der sittlichen und der bürgerlichen Ordnung im Staate abzuleiten sind.

§ 47.

Aristoteles (während 20 Jahren Schüler oder im Umgang Plato's, geb. 384 v. Chr.) gab der bisherigen Philosophie eine andere Richtung und veränderte ihren Inhalt und ihre Form. Der platonische Dialog verwandelt sich bei ihm in trockene Prosa, an die Stelle der mythischen und poetischen Einkleidung, worin Plato seine Lehren vortrug, tritt bei Aristoteles eine feste abgemessene Kunstsprache, das in Plato inductiv gewesene Denken wird in Aristoteles diskursiv, die unmittelbare Vernunftanschauung des Erstern wird beim Andern Verstandes-Reflexion und Begriff. Von der platonischen Einheit alles Seins sich abwendend, richtet Aristoteles den Blick auf die Mannigfaltigkeit der Erscheinung, statt die Idee an sich nur im Elemente des Denkens zu fassen, sucht er sie in ihrer Verwirklichung, statt das Allgemeine in den Dingen zu erforschen, ergreift er vorzugsweise das Besondere und dieses nicht nach seinem innern Zusammenhange mit der Idee, sondern nach seiner eigenthümlichen Bestimmtheit, nach seinen gegenseitigen Unterschieden. Er bedarf immer des Gegebenen, immer des Empirischen und Thatsächlichen, um daran seine Gedanken zu entwickeln. Mit Recht ist darum Plato der Philosoph der Vernunft, Aristoteles der Philosoph des Verstandes genannt worden. Letzterer wurde zufolge seiner encyklopädischen Tendenz der Gründer mehrerer vor ihm wenig bekannter Disciplinen — der Logik, der Naturgeschichte, der empirischen Psychologie und des Naturrechts. Darum mußte auch die Methode oder Verfahrungsweise des Aristoteles von jener Plato's verschieden sein. Statt synthetisch und dialektisch wie der letztere, verfährt er vorherrschend analytisch und regressiv, d. h. je vom Konkreten rückwärts schreitend

bis zu dessen letzten Gründen und Bestimmungen. Hatte Plato seinen Standpunkt in der Idee genommen, um von hier aus das Gegebene und Empirische zu beleuchten und zu erklären, so nimmt Aristoteles seinen Standpunkt im Gegebenen, um in ihm die Idee zu finden und aufzuzeigen. Seine Methode ist daher die Induktion, d. h. die Ableitung oder Aushebung allgemeiner Sätze und Maximen aus einer Summe gegebener Thatsachen und Erscheinungen, seine Darstellung besteht in einem gewöhnlichen Raisonnement, einem verständigen Abwägen von Thatsachen, Erscheinungen, Umständen und Möglichkeiten. Er verhält sich meist nur als denkender Beobachter. Auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit seiner Resultate verzichtend, ist er zufrieden, ein approximativ Wahres — möglichste Wahrscheinlichkeit hergestellt zu haben. Er äußert häufig: die Wissenschaft beziehe sich nicht blos auf das Unveränderliche und Nothwendige, sondern auch auf Das, was gewöhnlich zu geschehen pflege, nur das Zufällige falle außer ihren Bereich. Er hat die verschiedenen Theile der Philosophie behandelt, aber ohne sie als zusammenhängende Theile eines Ganzen zu betrachten oder aufzuzeigen. Was seine Commentatoren später Metaphysik genannt, bezeichnet Aristoteles als erste Philosophie im Gegensatze zur Physik, die ihm die zweite Philosophie ist. Jede andere Wissenschaft, sagt er, nimmt ein bestimmtes Gebiet, eine besondere Art des Seyenden zur Untersuchung, aber keine geht auf den Begriff des Seienden — auf das allgemeine Sein selbst ein. Es ist also eine Wissenschaft nöthig, welche Dasjenige, was die anderen Wissenschaften aus der Erfahrung oder hypothetisch aufnehmen, selbst wieder zum Gegenstand der Untersuchung macht; dies thut die erste Philosophie, indem sie sich mit dem Sein als Sein beschäftiget, während die anderen das bestimmte konkrete Sein behandeln. Diese Wissenschaft des Seins und seiner ersten Gründe ist die erste Philosophie oder Metaphysik, welche die Grundlage aller anderen Disciplinen bildet. Der erste Grund alles Seins ist Gott, darum Aristoteles die erste Philosophie auch häufig Theologie nennt. Seine metaphysischen Lehren entwickelt er in 14 Büchern, mit ihnen hängt seine Logik, im „Organon" dargestellt zusammen, die ihm die Wissenschaft und Kunst ist, Schlüsse zu bilden, Schlüsse zu beurtheilen und durch

Schlüsse zu beweisen. Schlüsse aber bestehen aus Sätzen, Sätze aus Begriffen.

Die Methaphysik des Aristoteles ist kein zusammenhängendes Ganzes, sondern vielmehr eine Sammlung von Entwürfen, darin sich folgende Hauptgruppen unterscheiden lassen:

1. Kritik der bisherigen philosophischen Systeme.

2. Aufstellung der philosophischen Vorfragen.

3. Entwickelung des Satzes des Widerspruches.

4. Die Definitionen.

5. Erörterung des Begriffs der Einzelsubstanz (οὐσία) und des begrifflichen Wesens (des τί ἦν εἶναι) oder der Begriffe Stoff (ὕλη), Form (εἶδος) und Ding (σύνολον).

6. Entwickelung der Kategorie der Potenzialität und Aktualität.

7. Der absolute Geist — Gott, der selbst unbewegt Alles bewegt und die absolute Ursache alles Werdens ist. Er ist Leben und Intelligenz immateriell und naturfrei, thätige denkende Intelligenz, weil er seinem Wesen nach reine Aktualität ist und sich selbst denkende Intelligenz, weil der göttliche Gedanke seine Wirklichkeit nicht außer sich selbst haben kann und weil er, wenn er der Gedanke eines Andern wäre, als er selber ist, erst vom Vermögen (der Potenz) heraus zur Wirklichkeit (zur Aktualität) gelangen müßte. — Daher die berühmte Aristotelische Definition vom Absoluten: Gott sei das Denken des Denkens (νόησις νοήσεως), die persönliche Einheit des Denkens und des Gedachten, des Erkennenden und Erkannten — das absolute Subjekt-Objekt.

Die aristotelische Physik untersucht:

1. Die allgemeinen Bedingungen alles natürlichen Daseins nämlich Bewegung, Materie, Raum und Zeit.

2. Das gesammte Universum oder den Sternhimmel, die Planetensphäre und die Erde.

3. Die Natur im engern Sinn, der Schauplatz ihres elementarischen Wirkens und den Uebergang des Elementarischen zu den Pflanzen und der Pflanzenwelt zur Thierwelt.

4. Den Menschen als die centrale Zusammenfassung der verschiedenen Entwickelungsstufen des Naturlebens.

Die aristotelische Ethik endlich ist Lehre von der Glückseligkeit der Tugend und dem Staate.

Faßt man die herausgehobenen Momente der philosophischen Schriften des Aristoteles zusammen, so wäre nach ihm die Philosophie zu bestimmen als die auf dem Boden der Erfahrung kritisch und reflektirend gewonnene Summe von Erkenntnissen über das absolute Sein — Gott — und die von ihm gesetzten Prinzipien (Kategorien) der Dinge, über die Welt und den Menschen als eines sittlichen und rechtlichen Wesens unter der Grundansicht, daß die menschliche Intelligenz in der Erkenntniß der Dinge auf die Ermittlung und Erreichung des schlechthin Wahren und Guten verzichten und sich mit der Erkenntniß des relativ Wahren und Guten begnügen müsse.

§ 48.

In Sokrates, Plato und Aristoteles hatte die griechische Philosophie ihren Hochpunkt erreicht, mit dem Verfalle des griechischen Volkslebens sank sie immer tiefer herab; ihre ethisch-praktische Seite wurde durch die Systeme des Stoicismus und Epikuräismus, denen sich besonders die praktischen Römer zuwandten, fortgebildet, ihre theoretische in einem unwissenschaftlichen Eklekticismus und Synkretismus immer mehr verkümmert, in welchem die Philosophie des klassischen Alterthums im alexandrinischen Neu-Platonismus mit dem matten Versuche einer Vereinigung der orientalischen und griechischen Systeme gegenüber dem frisch aufblühenden Christenthum zu Ende ging. Den Gnosticismus übergehend, wenden wir uns zur Philosophie des christlichen Mittelalters.

3. Philosophie des Mittelalters.

§ 49.

Mit dem Christenthume begann ein neues Weltalter für die Menschheit und damit auch eine neue Entwickelung für die Philosophie. Während das klassische Alterthum allseitig mehr der

Natur und dem äußeren Leben zugewendet erscheint, zeichnet sich das Leben des Mittelalters mehr als ein in sich gekehrtes und von der Objektivität abgewandtes aus; auch die Philosophie dieser Periode trägt diese Signatur der Innerlichkeit — des vorherrschenden Idealismus an sich. Das Christenthum wurde sehr frühzeitig, schon durch die Apologeten des zweiten Jahrhunderts und durch die alexandrinischen Kirchenväter (Origenes, Klemens von Alexandrien u. A.) mit der Zeitphilosophie, besonders mit dem Platonismus in Berührung gesetzt, später durch Scotus Erigena im neunten Jahrhundert zum Versuche einer Kombination mit dem Neuplatonismus verbunden, doch erst in der zweiten Hälfte des Mittelalters, vom 11. Jahrhunderte ab, zu einer im eigentlichen Sinne christlichen Philosophie, der sogenannten Scholastik, ausgebildet, welche eine verschiedene Richtung und Form einhielt, je nachdem sie sich mehr der platonischen oder der aristotelischen Philosophie hinneigte. Schon Scotus Erigena lehrte, daß wahre Philosophie und wahre Religion unzertrennlich Eines seien; gleicherweise war es die Zielbestrebung der späteren Scholastik von dem heil. Anselm von Kanterbury an die Vermittlung zwischen dem christlichen Glauben und der denkenden Vernunft, zwischen Glauben und Wissen zu versuchen, oder die geoffenbarte Wahrheit auf Vernunftgründe zurückzuführen und in solchen tiefer zu erkennen und zu begründen. Das Wort des heil. Anselm — credo ut intelligam war das Losungswort der gesammten Scholastik. Sie hat auch in der That an die Lösung ihrer Aufgabe den glänzendsten metaphysischen Tiefsinn und logischen Scharfsinn angewandt und großartig ausgeführte, in ihrer Architektonik den gothischen Domen — ähnliche Lehrgebäude hervorgebracht. Das ausgebreitete Studium des Aristoteles lieferte die Kunstsprache und symmetrische Gesichtspunkte. Auf dem Höhepunkt der Scholastik stehen die unstreitig größten Meister der scholastischen Kunst und Methode, der heil. Thomas von Aquin aus dem Dominikaner-Orden († 1274) und Duns Scotus aus dem Franziskaner-Orden († 1308), die Stifter zweier großen Schulen, in welche sich seitdem die ganze scholastische Philosophie und Theologie theilte, jener den Verstand (intellectus), dieser den Willen (voluntas) zum höchsten Princip erhebend, beide durch

diesen Gegensatz des theoretischen und des praktischen Principes auf principiell differirende Richtungen geführt. Nach der übereinstimmenden Ansicht der Scholastiker kann daher die Philosophie bestimmt werden als die auf der Grundlage des christlichen Glaubens gewonnene systematische Erkenntniß der Vernunft von Gott, der Welt und dem Menschen und ihren gegenseitigen Beziehungen. —

4. Neuere Philosophie.

§ 50.

Die neuere Philosophie beginnt mit Cartesius (Descartes † 1650). Das Streben dieses Mannes gieng dahin, mit Verzichtleistung auf Das, was die Wissenschaft bisher geleistet und auf dem Wege des Zweifels an allen vom gewöhnlichen Bewußtsein für wahr gehaltenen Annahmen bei sinnlichen und selbst bei mathematischen Erkenntnissen — neue feste Grundsätze und eine neue zuverläßige Methode zu finden. Auf diesem Wege kam er zuerst zu dem Satze cogito ergo sum, der ihm der erste und sicherste schien und den er zum Ausgangspunkt seiner Philosophie, so wie zum Criterium der Wahrheit einer Erkenntniß machte; denn, sagte er, was so klar und deutlich erkannt werde, wie das — ich denke und mithin so bin ich — das müsse nothwendig wahr sein, und die Gewißheit aller anderen Erkenntnisse hänge von diesem gewissesten aller Sätze ab. Von unseren Erkenntnissen sind einige aus der Erfahrung, andere, wie die ewigen Wahrheiten und Axiome, ursprünglich der menschlichen Vernunft angeboren; angeboren ist uns auch die Gottesidee, welche das Princip oder der Realgrund der Wahrheit und so auch der letzte Grund ist von der Wahrheit des cogito ergo sum. Gott ist die absolute Substanz, welche Ursache ihrer selbst ist, von ihm sind zwei untergeordnete Substanzen erschaffen, die denkende und die körperliche oder Geist und Materie. Das Wesen jener ist das Denken, das Wesen dieser die Ausdehnung; im Menschen stehen beide als Seele und Leib sich dualistisch ohne unmittelbare Gemeinschaft und Verbindung gegenüber. Der Leib ist ein künstlicher Automat oder eine fertige Maschine, zu welcher die denkende Seele hinzu

tritt, um sich derselben für alle Bewegungen von Innen nach Außen und für alle Eindrücke von Außen nach Innen zu bedienen. Leib und Seele, obwohl sie als entgegengesetzte Substanzen sich gegenseitig nicht durchdringen, sondern nur in einem gewissen Punkte — der Zirbeldrüse des Gehirns berühren, haben keine unmittelbare Beziehung zu einander, sondern nur eine mittelbare durch Gott den Urheber von beiden, der sie in sich ausgleicht. Im Sinne und Geiste des Cartesius ist somit die Philosophie als das wissenschaftliche Bestreben zu bestimmen, auf dem Wege des Zweifels an jeder vorausgesetzten Wahrheit im Selbstbewußtsein das erste Criterium der Gewißheit und in der Idee Gottes den Realgrund der Wahrheit zu gewinnen, aus dem allerrealsten Wesen sodann die gegensätzlichen und geschaffenen Substanzen von Sein und Denken, oder Körper und Geist, und Leib und Seele, und ihr gegenseitiges Verhältniß zu erkennen und zu bestimmen. Weise, sagt Cartesius, ist, wer immer den starken und kräftigen Willen hat, seine Vernunft, so viel an ihm gelegen ist, recht zu brauchen, und Alles, was er als das Beste erkannt hat, zu vollbringen. Mittelst der reinen Weisheit besitzt er zugleich alle übrigen Grundtugenden, die Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigkeit in solchem Ebenmaße, daß keine über die andere vorherrscht. Die Philosophie vergleicht er mit einem Fruchtbaum, dessen Wurzel die Metaphysik, dessen Stamm die Physik und dessen Zweige alle anderen Wissenschaften, besonders die schönste und vollkommenste von allen — die Ethik sind. —

§ 51.

Baruch (Benedikt) Spinoza, jüdischer Herkunft († 1677) suchte die dualistische Ansicht des Cartesius von Denken und Sein, Geist und Körper in eine pantheistische Einheit aufzulösen. Vom Begriffe der Substanz ausgehend nimmt er Gott als die Eine unendliche Substanz an, deren Wesenheit schon die Existenz in sich schließt und Ursache ihrer selber (causa sui) ist; von ihr kann eher ausgesagt werden negativ, was sie nicht ist, als positiv, was sie ist — omnis determinatio est negatio. Es giebt daher nur

Eine alle Determination und alle Negation von sich ausschließende unendliche Substanz — Gott, und Gott ist Alles was ist, ist das oberste Real- und Erkenntnißprincip dieses Philosophems. In der unendlichen Substanz, obwohl sie nur Eines in Allem und Alles in dem Einen ist, sind unendliche viele Grundwesenheiten (Attributa), welchen wieder weitere Artbestimmungen (Modificationes) zukommen. Solcher Attribute, welche der betrachtende Verstand der Substanz beilegt, sind zwei, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung, wovon der menschliche Geist und der Körper bloße Modifikationen und streng von einander geschieden sind. Die körperliche und die ideale Welt können nicht aufeinander einwirken. Nichtsdestoweniger findet zwischen beiden Welten ein vollkommene Uebereinstimmung, ein durchgängiger Pararellismus statt. Denn es ist Eine und dieselbe Substanz, die unter jedem der beiden Attribute (Geist und Körper, Denken und Sein) gedacht und begriffen wird, unter welchem von beiden sie betrachtet oder gedacht wird, ist völlig gleichgültig — daher ist der Zusammenhang der Ideen und der Dinge derselbe. Leib und Seele sind also ein und dasselbe Ding, nur unter verschiedenen Attributen betrachtet. Der Geist ist nichts anderes als die Idee des Körpers, und der Körper nichts anders, als der unter dem Attribute der Ausdehnung aufgefaßte Geist, körperliche Bewegung ist auf dem Gesichtspunkt des Geistes betrachtet — Denkakt. Die Einzeldinge sind modi oder Accidenzen der absoluten Substanz, sie haben dem Wesen nach kein eigenes Sein, sondern sind bloße Zufälligkeit, was wirkliche Existenz hat, ist nur die unendliche Substanz. Man hat mit Recht dieses System als Pantheismus bezeichnet, weil es den persönlichen oder absoluten Geist in der Welt oder in deren Substanz aufgehen läßt, man kann aber von ihm auch mit Hegel sagen, es läugne die Welt (sei vielmehr Akosmismus), da es die Weltsubstanz mit der absoluten identifizirt. Die Hauptsätze der Moralphilosophie Spinoza's, die aus seinen metaphysischen Grundanschauungen nothwendig hervorgehen, können hier nicht einläßlich behandelt werden. Nach Spinoza ist sonach die Philosophie zu bestimmen als die Wissenschaft von Gott der Einen unendlichen Substanz, von welcher Denken und Ausdehnung als nothwendige Grundbestimmungen, die

Einzeldinge aber als bloße Modifikationen oder Accidenzen aufzufassen sind, und welche Alleinslehre der praktischen Philosophie die maßgebenden Bestimmungen über Freiheit, Gutes und Böses, Glückseligkeit und Bestimmung des Menschen ertheilt.

§ 52.

Gottfried Wilhelm Leibnitz († 1716) nächst Aristoteles der genialste Polyhistor der je gelebt, trat dem Pantheismus Spinoza's entgegen, indem er die Substanz statt als das bestimmungslose Allgemeine vielmehr als ein positives, als lebendige Aktivität oder in sich selbst thätige Kraft auffaßte. Seine Grundlehre ist: es giebt eine Vielheit substantieller Einzelwesen, Prinzipien oder Monaden — also auch eine Urmonas — Gott, von dem alle Monaden, als geschaffene wie stetige Ausstrahlungen ausgehen. Die Monaden sind jede von jeder qualitativ unterschieden, jede ist eine eigenthümliche Welt für sich, keine gleicht der anderen. Jede Monade ist ein vorstellendes Wesen, in jeder reflektieren sich alle anderen, jede ist ein lebendiger Spiegel des Universums und trägt die Allheit auf ideelle Weise, gleichsam im Keime in sich. Dieses Abspiegeln der Welt ist jedoch kein passives Verhalten der Monade, sondern deren selbsteigene spontane Thätigkeit, sie bringt die Bilder hervor, wie die Seele einen Traum. In jeder Monas kann daher von dem Alles wissenden und sehenden Geist alles gelesen werden, auch das Zukünftige, da auch dieses im Gegenwärtigen potentiell schon enthalten ist. Das Universum ist die Summe aller Monaden, jedes Ding, alles Zusammengesetzte ein Aggregat von Monaden. Es giebt dunkel vorstellende, träumende und deutlich vorstellende Monaden, schlafende in der Pflanzenwelt, träumende in der Thierwelt, deutlich vorstellende im Geiste. Da nun jede Monade das ganze Universum potentiell in sich enthält, jedoch jede auf verschiedene Weise und nur beschränkt in actu es sich vorstellen kann, während in Gott absolute Erkenntniß ist, so bietet uns das Universum ein Schauspiel eben sowohl der größtmöglichsten Verschiedenheit als der größtmöglichsten Vollkommenheit oder der absoluten Harmonie, welche bei der Weltschöpfung von Gott vorher bestimmt worden — harmonia praestabilita, wie diese auch im

Kleinen zwischen Leib und Seele statt findet, deren beiderseitige Funktionen wie die von zwei Uhren durch einen vorherbestimmten Pararellismus geordnet erscheinen, ohne daß sie aufeinander unmittelbar ein- und überwirken. — Die Philosophie Leibnizens wird auch schlechthin Monadologie genannt, und ist die Wissenschaft von Gott als der Einen Urmonas und des Universums als der Summe aller anderen, mit Gott verbundenen, unter sich selber aber unabhängigen Monaden, welche durch eine vorherbestimmte Harmonie zu dem übereinstimmenden Ganzen des Weltalls verbunden sind. — Leibnitz hat seine philosophischen Lehren nicht in einem systematischen Lehrgebäude, sondern in einzelnen Schriften ausgesprochen; Christian Wolf († 1754) verarbeitete sie nach ihm zum geordneten Systeme einer Schulphilosophie, die unter dem Namen Leibnitz-Wolfische Philosophie längere Zeit in Deutschland herrschte.

§ 53.

Die Versuche der Engländer Locke († 1704) und Hume († 1776) gehen nur auf die Erforschung des Ursprunges und der Gränzen der menschlichen Erkenntniß; der erste ist Sensualist und leitet alle Erkenntniß aus der Sinneserfahrung ab nach dem Grundsatze, nil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu, der andere ist Sceptiker, und erklärt alle Ideen und selbst den Substantialitätsbegriff und das Kausalitätsverhältniß, als Illusionen; selbst das Ich — das denkende Selbst ist ihm nicht der beharrliche Träger inhärierender Qualitäten, sondern nur ein Komplex vieler, schnell auf einander folgender Vorstellungen, dem wir ein erdichtetes Substrat unterlegen, das wir Seele — Selbst — Ich nennen. Von einer Unsterblichkeit der menschlichen Seele kann nach solchen Voraussetzungen keine Rede sein. Der Sensualismus Locke's und der Scepticismus Hume's führten zum groben Materialismus und in seiner letzten Consequenz zur Zerstörung aller Grundlagen des sittlichen und religiösen Lebens, welche durch die Schriften Helvetius, Voltaire's, Diderots und der Encyklopädisten in Frankreich vorbereitet und durch die französische Revolution ausgeführt wurde.

§ 54.

Die Methode der Leibnitzisch-Wolfischen Philosophie war Dogmatismus, d. h. sie gieng von bestimmten Objekten (Gott, Welt und Ich) aus, und wandte das wissenschaftliche Denken auf diese Objekte an, ohne sich über diese Voraussetzungen und über die Möglichkeit und die Gewißheitsgrade — selbe zu erkennen, vorerst Rechenschaft und gehörigen Ausweis gegeben zu haben; dagegen war die Methode des Locke'schen und Humme'schen Sensualismus und Empirismus Scepticismus und endigte mit einer negativen Verläugnung alles Inhaltes und aller Thatsachen des Bewußtseins. Ueber beide sich erhebend hat der scharfsinnige Denker Emanuel Kant von Königsberg († 1804) dadurch eine große Umgestaltung im Gebiete der Philosophie begründet, daß er die kritische Methode einführte, sie bei der Erforschung des menschlichen Erkenntnißvermögens anwandte und diese Kritik nicht nur als die nothwendige Bedingung, sondern auch als den eigentlichen Hauptinhalt der Philosophie aufstellte, welche wesentlich Kriticismus der Vernunft und aller mit ihr verbundenen übrigen Kräfte und Instanzen der menschlichen Erkenntniß ist. —

Kant machte die menschliche Erkenntniß überhaupt, den Ursprung unserer Erfahrung zur Aufgabe seiner kritischen Untersuchung. Diese Prüfung führt er in seinem großen Werke „Kritik der reinen Vernunft" durch. Wir entheben daraus folgende Resultate: Alle Erkenntniß ist ein Produkt zweier Faktoren — des erkennenden Subjektes und der Außenwelt. Die Außenwelt leiht zu unserer Erkenntniß den Stoff, das Erfahrungsmaterial her, der andere Faktor, das erkennende Subjekt, leiht die Form dazu, nämlich die Verstandesbegriffe; durch welche erst eine zusammenhängende Erkenntniß, die Synthesis der Wahrnehmungen zu einem Ganzen der Erfahrung möglich wird. Wäre keine Außenwelt da, so gebe es keine Erscheinungen, wäre kein Verstand da, so würde in den Erscheinungen oder Wahrnehmungen kein Zusammenhang und keine Einheit zu entdecken sein. Anschauungen ohne Begriffe wären blind, Begriffe ohne Anschauungen leer, also ist das Erkennen die Vereinigung beider. In den Dingen der Erfahrung muß Wesen — das Ansich und die Form (Erscheinung) oder das Noumenon

und Phänomenon derselben unterschieden werden. Wir erkennen nur die Erscheinung, nicht das Ansich der Dinge. Nichtsdestoweniger ist nur die Erfahrung das Gebiet unserer Erkenntniß, und eine Wissenschaft des Unbedingten giebt es nicht. Denn da (nach Kant) jede Erkenntniß ein Produkt des Erfahrungsstoffes und der Verstandesbegriffe ist, so kann keine Erkenntniß von Dingen möglich sein, für welche der eine der Faktoren — die Erfahrung — fehlt, daher die drei Vernunftideen — die kosmologische, psychologische und theologische oder die Idee der Welt, die der Seele und die eines allervollkommensten Wesens nur regulative aber nicht konstitutive Prinzipien sind, d. h. sie müssen zwar, um Ordnung in unser Denksystem zu bringen, gesezt werden, ohne daß bewiesen werden könnte, daß ihnen auch objektive Realität zukomme. Wenn aber vom Standpunkte der „reinen Vernunft" eine Metaphysik oder eine Erkenntniß des Unbedingten nicht möglich ist, so erweisen sich dagegen vom Standpunkt der praktischen Vernunft oder der moralischen Natur des Menschen jene transcendenten Ideen von Ich, Welt und Gott als wirklich konstitutive Prinzipien, d. h. als Postulate der praktischen Vernunft, da ohne die Annahme der Unsterblichkeit der Seele, der sittlichen Freiheit und des Daseins Gottes als des höchsten moralischen Gesetzgebers und Richters weder das Sittengesetz verwirklichet, noch die sonst sich ergebenden Widersprüche in unserem Wesen gelöst werden könnten. Nach den vorausgeschickten Grundansichten versteht demnach Kant unter Philosophie die kritische Untersuchung über das gesammte Erkenntnißvermögen des Menschen und aller in ihm liegenden Kräfte, Gesetze und Formen oder die Prüfung über die Möglichkeit und die Bedingungen der sinnlichen, verständigen und übersinnlichen Erkenntnisse mit dem Resultate, daß in den sinnlichen Erkenntnissen nicht das Ansich, sondern nur die Erscheinung der Dinge, in den übersinnlichen aber die metaphysischen Ideen nicht erkennbar, sondern als bloße Postulate der praktischen Vernunft nachzuweisen sind.

Das System dieses kühnen Geistes wurde durch mehrere Philosophen theils erläutert, theils erweitert, unter denen Jakobi als Gegner desselben, und Fichte und Herbart als die vorzüglichsten

Fortbildner sich ausgezeichnet haben. Für unsern Zweck genügt es jedoch, nur die Systeme Fichte's und Jakobi's hier hervorzuheben.

§ 55.

Johann Gottlieb Fichte († 1814) begründete in seiner „Wissenschaftslehre" das System, welches als subjektiver Idealismus in der Geschichte der Philosophie bezeichnet wird. Er führte den Kant'schen Kriticismus konsequent durch, indem er das An-sich des Dinges oder das Sein mit der Erkenntniß — welche Kant noch dualistisch geschieden ließ, in dem Ich oder in dem Selbstbewußtsein vereinigte und als identisch auffaßte, wornach ihm das Ich zum obersten Prinzipe wurde, aus dem er alles Uebrige abzuleiten suchte. Soll die Philosophie Wissenschaft sein, so muß sie nach Fichte einen obersten Grundsatz aufstellen, aus dem sie alle übrigen Sätze deduziert. Dieser oberste Grundsatz muß schlechthin durch sich selbst gewiß sein und unmittelbar im Ich selber liegen, dessen Gesammtinhalt den Gegenstand der Philosophie bildet. Diese ist wesentlich Wissenschaftslehre und zerfällt in drei Theile a) Grundsätze der gesammten Wissenschaftslehre, b) Grundlage des theoretischen Wissens, c) Grundlage der Wissenschaft des Praktischen. Der obersten Grundsätze sind drei, ein absolut unbedingter und zwei relativ unbedingte. Der erste schlechthin unbedingte drückt diejenige Thathandlung aus, die dem Selbstbewußtsein zu Grunde liegt und es möglich macht — den Satz — Ich ist gleich Ich oder a = a — den Satz der Identität. Der zweite ist relativ unbedingt und lautet non A > a — der Satz des Widerspruches; der dritte relativ unbedingte ist der Satz — a zum Theil = non a, oder non a = zum Theil a — der Satz des zureichenden Grundes. In der Grundlage des theoretischen Wissens sucht Fichte aus dem Inhalte des Selbstbewußtseins oder den innern Thathandlungen des Ichs alle Begriffskategorien von Kausalität und Effekt, Wirkung, Quantität, Qualität, Substanzialität u. s. f. selbst die sinnliche Anschauung und Wahrnehmung zu deduzieren, in welch Letztern nicht erkannt werden kann, ob ihnen ein äußeres Objekt entspreche, da sie vielmehr rein innerlich nur die Selbstbespiegelung des Ich an einem selbstproduzierten Nicht-Ich sind. — So hob Fichte die Objektivität, die Kant noch

hatte bestehen lassen — auf. Nur das Ich ist, allein das Ich setzt in sich selber ein Nichtich, also eine Art von Objekt voraus. Wie das Ich zum Setzen eines solchen Nicht-Ich komme, hat die theoretische Wissenschaftslehre nachzuweisen. Das Ich ist nämlich die einzige Substanz, welches als Subjekt im Akte des Selbstsetzens sich selber zugleich Objekt — also Subjektobjekt ist. Alles andere ist mit und in dem Ich gesetzt, mit der Selbstsetzung des Ich ist zugleich die Objektivität, Welt gesetzt als ein Nicht-Ich, welches sich das Ich entgegensetzen muß, um seine sonst in's Unendliche sich verlierende Thätigkeit zu beschränken und auf praktischem Gebiete einen Gegensatz der Anstrebung zu gewinnen. Dadurch, daß die hinausstrebende Thätigkeit des Ich in sich selbst zurückgetrieben wird, erfolgt die Selbstbegrenzung durch das Nicht-Ich. Dasjenige, was wir — Gegenstände außer uns — nennen, ist nach Fichte nichts Anderes, als die verschiedene Brechung der Thätigkeit des Ich an einem uns unbegreiflichen Anstoß einer Außenwelt, die aber für das Ich weder zu beweisen noch zu erkennen ist, und diese inneren Bestimmungen des Ich übertragen wir alsdann auf etwas außer uns, stellen sie uns in der sinnlichen Anschauung als raumerfüllte Stoffe vor — obwohl sie nur Thätigkeiten des Ich innerhalb dem Kreise seiner Selber sind und das Dasein der äußeren Dinge für die Erkenntnißlehre nur einer optischen, d. h. intellektualen Täuschung gleich zu halten ist. Fichte hat nach den dargelegten Grundsätzen auch die praktische Philosophie ausgebildet. In seiner Religionsphilosophie gelangt er zwar bis zum Begriffe eines absoluten Ich — oder Eines göttlichen, dieses ist ihm aber nur das Allgemeine in allen beschränkten Ichheiten oder moralischen Persönlichkeiten — mit andern Worten — die moralische Weltordnung, über welcher er keinen persönlichen Gott weiter anerkannte, weswegen ihm mit Recht der Vorwurf des Atheismus zu Theil wurde. Diesem System zufolge bestimmt Fichte die Philosophie als die Wissenschaft von dem Wissen schlechthin als Wissenschaftslehre oder als Konstruktion des Selbstbewußtseins und Deduktion aller geistigen Erkenntnisse, Gesetze und Vermögen, so wie der sinnlichen Anschauungen und deren Objekte aus demselben mit dem Endresultate, daß für das Wissen

die Außenwelt nur als intellektuelle Täuschung und die Idee Gottes nur in der Allgemeinheit einer moralischen Weltordnung erscheine. Aus dem Gesagten ist nun leicht zu entnehmen, warum das System Fichte's als subjektiver Idealismus gewöhnlich angeführt wird und warum es von Jakobi treffend ein umgekehrter — idealistischer Spinozismus, d. h. Pantheismus genannt wurde.

§ 56.

Aus der Fichteschen Schule ist Friedr. Wilhelm Jos. Schelling (geboren 1775) hervorgegangen. Schelling's Verdienst besteht darin, daß er den subjektiven Idealismus Fichte's überwand und der Philosophie nicht einzig das ideale Prinzip oder das Ich, sondern auch das reale — die Natur als Gegenstand der Erkenntniß und Erforschung vindicirte — er ist der Gründer der neueren Naturphilosophie. Das Ich oder der Geist besteht nicht einzig, neben ihm hat auch die Natur eine selbständige Existenz; im Geiste herrscht das ideale über das reale, in der Natur das reale Princip über das ideale vor, in beiden aber erscheint dasselbe höhere Absolute, welches als absolute Identität des Idealen und Realen oder des Subjektiven und Objektiven in der intellektualen Anschauung erkannt wird. Die wirkliche Welt ist daher nach ihrer idealen oder geistigen und realen oder natürlichen Seite nur die Realisirung oder Selbstoffenbarung des einen Absoluten, welches sich in der Form der Innerlichkeit im Geiste und in der Form der Aeußerlichkeit in der Natur darstellt. — Geist und Natur sind nur quantitativ oder der Form nach von einander verschieden, so daß der Geist die unsichtbare Natur und die Natur der sichtbar gewordene Geist ist. Diese Identität im Gebiete des Geistes nachzuweisen, ist Aufgabe der Transcendentalphilosophie — sie im Gebiete der Natur vorzuzeigen — Aufgabe der Naturphilosophie. Die Naturphilosophie hat also die vollkommene Darstellung des Idealen oder der Intellektual-Welt in den Gesetzen und Formen der erscheinenden Welt — d. h. der Identität der Natur mit der Idealwelt zur Aufgabe; die Transcendentalphilosophie ist die inwendig gewordene Naturphilosophie. Die in der Natur erkannte Entwickelung

erscheint hier als die stufenmäßige Entwickelung des Bewußtseins. Die Transcendentalphilosophie theilt Schelling ein in die theoretische Philosophie, in die praktische Philosophie und in die Philosophie der Kunst. — Schelling hat sein philosophisches System seit 1798 zu mehrmalen umgeändert und weiter ausgebildet; in der ersten Periode enthielt sein System Naturphilosophie und Geistesphilosophie: später 1802—5 erschien es als Spinozismus oder Konstruktion des Absoluten als der Indifferenz des Idealen und Realen oder des Subjektiven und Objektiven und Konstruktion des Universums aus diesem Absoluten in und mittelst der intellektualen Anschauung, mit andern Worten Nachweisung wie im Universum und dessen Theilen die ganze innere Struktur des Absoluten sich wiederholt, somit Lehre von dem Einem in Allem und dem Allen in Einem. — Nachmals 1805—9 suchte sich Schelling aus diesem pantheistischen Netze loszuwinden, den Unterschied zwischen Gott und Welt strenge festzuhalten, und gegenüber der blinden Nothwendigkeit den Begriff der Freiheit hervorzuheben; in seiner letzten Periode knüpft er sein System an den Neuplatonismus an, versucht auf der Grundlage einer Theogonie und Kosmogonie nach Jakob Böhm eine positive Philosophie zu begründen, und darin die innere Selbstgeburt Gottes, die Weltschöpfung, den Abfall und die Mythologie und Offenbarung zu erklären. Das philosophische System Schellings in seinem früheren Stadium wird auch Identitäts-Philosophie genannt und ist demnach zu bestimmen als die Wissenschaft des Absoluten, deren Organ die intellektuale Anschauung oder der absolute Erkennntnißakt der Vernunft ist, vermöge welcher das Absolute selbst als die Indifferenz des Idealen und Realen und alles Endliche als quantitative Differenzierung des Realen und des Idealen aus der absoluten Substanz oder höheren Einheit beider abgeleitet werden kann. Ihre Methode besteht darin, daß die ihrer absoluten Erkenntniß bewußte Vernunft, dieser gemäß das besondere Wissen der Existenz der Dinge und der Form der absoluten Subjektobjektivität a = a entsprechend gestalte, indem sie das Identitätsprincip (das Absolute ist die Indifferenz des Idealen und Realen) nach dem Gesetze der Einheit

in der Dreiheit überall nachweiset, und dadurch die Wissenschaft zu einem treuen Gegenbilde des Gewußten (Gott, Ich und Natur) ausgestaltet.

§ 57.

Als Gegner der Systeme von Kant, Fichte und Schelling trat H. Jacobi († 1819) auf. Wie Kant gieng auch er von der Erforschung des menschlichen Geistes aus, nahm aber im Gegensatze mit Kant eine unmittelbare Quelle der übersinnlichen Erkenntniß im Gemüthe des Menschen an und erklärte die unmittelbare Gewißheit, wie solche im Gemüthe durch den Glauben sich kund giebt, als das subjektive Prinzip aller Philosophie. Denselben Glauben, der die Wahrheit unmittelbar erfaßt, machte er auch gegen die Fichte'sche Theorie der absoluten Subjektivität geltend; gegen Schelling aber trat er für die Lehre von einem transcendenten, persönlichen Gott in die Schranken, bekämpfte die Vorstellung von Gott als der bloßen Indifferenz des Idealen und Realen. Jakobi führte den genannten Kampf zwar nicht ohne große Begeisterung, aber nicht mit jener dialektischen Schärfe und Gewandtheit, die ihm den Sieg über jene Systeme hätte verschaffen können. Nach Jakobi hat die Philosophie die Aufgabe, alle Erkenntnisse auf die unmittelbare Gewißheit des Gemüthglaubens zu beziehen und daraus zu begründen.

§ 58.

Aus den Schulen Fichte's und Schelling's ist Georg Wilhelm Friedrich Hegel († 1831) hervorgegangen. Die Methode seiner Philosophie ist im Wesentlichen die Fichte'sche, sein allgemein philosophischer Standpunkt der Schelling'sche, er hat Fichte und Schelling kombinirt. Wie Fichte deduzirt Hegel alles Sein — das geistige und natürliche Universum aus dem Ich oder aus dem Denken, nur mit dem Unterschiede, daß das idealistisch Deduzirte nach ihm zugleich objektive Realität hat, welche Fichte dagegen als bloße ideale Täuschung erklärte. Das Resultat der Philosophie, sagt Hegel, ist der Gedanke, der bei sich ist und darin zugleich das Universum erfaßt, es in intelligente Welt verwandelt. Alles (objektive) Sein zum bewußten Sein, zum Wissen zu

erheben, ist das Ziel der Philosophie, dieses Ziel ist erreicht, wenn es dem Geiste gelungen ist, alles Gegenständliche, die ganze objektive Welt aus sich selbst (in Begriffen) zu erzeugen. Der Standpunkt dieses Systems ist der des absoluten Wissens, welches der Vernunft eigen sein soll. Zur Welterklärung bedarf man nach dieser Lehre nicht der Voraussetzung einer absoluten Substanz, wie Schelling meinte, die Bestimmungen dieser absoluten Substanz liegen schon in der Vernunft, die sich nur folgerichtig zu bewegen und ihren Inhalt zu entwickeln braucht, um das All zu konstruiren und nach seinem innersten Grunde zu erkennen. Der ganze Inhalt der Vernunft besteht in der Idee und diese erscheint in drei Stadien: als Idee im Zustande der reinen Innerlichkeit oder im Elemente des reinen Gedankens (Thesis), als Idee im Zustande des Andersseins, oder der Aeußerlichkeit (Natur) (Antithesis), und als Idee im Zustande der Rückkehr aus der Aeußerlichkeit zu sich selber (Geist) (Synthesis); daraus ergeben sich die drei Theile der Hegel'schen Philosophie: 1. Die Wissenschaft der Idee — oder die Exposition der absoluten Identität, d. h. die Entwickelung der reinen, allem natürlichen und geistigen Leben zu Grunde liegenden und ihrer zeitlichen Existenz vorangehenden Begriffe oder Denkbestimmungen — die logische Entfaltung des Absoluten — Wissenschaft der Logik (und Ontologie). 2. Die Wissenschaft der Idee in ihrem Anderssein, oder die Entwickelung der realen Welt — der Natur — Naturphilosophie. 3. Die Wissenschaft des Geistes oder Entwickelung der idealen Welt d. h. des konkreten, in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion, Wissenschaft sich bethätigenden Geistes — Philosophie des Geistes. Vom Gesichtspunkt der Hegel'schen Philosophie wird das Absolute somit zuerst als reiner stoffloser Gedanke — als Idee mittelst reiner Denk- und Seinsbestimmungen entwickelt in der Logik, welche Hegel auch bildlich die Darstellung Gottes nennt, wie er in seinem ewigen Wesen vor Erschaffung der Welt und eines endlichen Geistes ist; dann aber wird dasselbe Absolute aufgefaßt, wie es ein Anderssein des reinen Gedankens, oder ein Realgewordenes — in Zeit und Raum Dargestelltes ist in der Naturphilosophie, welche der in der Natur verborgenen Intelligenz nachzugehen, der im Außereinandersein sich befindenden Idee nachzuforschen hat; endlich kehrt das

Absolute — oder die Idee aus dieser Selbstentfremdung zu sich selbst zurück, hebt das Anderssein der Natur auf und wird erst dadurch wirklicher, sich wissender Gedanke oder Geist — diesen Prozeß und seine Stufen und Produkte entwickelt die Philosophie des Geistes. Dem Vorangehenden entsprechend bestimmt Hegel selbst die Philosophie als die Wissenschaft der Vernunft, sofern sie ihrer selbst als alles Seins bewußt wird.

Rückblick auf die historische Bestimmung der Philosophie.

§ 59.

Zufolge der bisherigen, aus den vorzüglichsten philosophischen Systemen herausgehobenen Begriffsbestimmungen der Philosophie ist leicht zu entnehmen, daß es uns noch immer an einer allgemein gültigen und anerkannten Definition der Philosophie fehle, da der Eine der Philosophen dieselbe so, der Andere sie wieder anders erkläret, je nachdem er in seinen Forschungen zu diesen oder jenen Resultaten gelangt ist. Da nun aber die Definition der Philosophie nichts anders als die im Keime verschlossene gesammte Wissenschaft der Philosophie ist, so kann es so lange keine allgemein gültige Begriffsbestimmung derselben geben, als es keine allgemein gültige Philosophie selbst giebt oder die Idee der Philosophie sich nicht vollkommen wird verwirklichet haben. Der Sceptiker wird an diesen verschiedenen, sich wechselseitig durchkreuzenden und bekämpfenden Philosophemen Anlaß nehmen, an der Erkenntniß der Wahrheit überhaupt und an der Würde der Philosophie selbst zu verzweifeln, jedoch mit Unrecht. Denn der Grund der Verschiedenheit der philosophischen Systeme liegt nicht in der Unmöglichkeit — die Wahrheit zu erkennen, sondern im Grundgesetze der Entwickelung, nach welchem sich die Idee der Philosophie im forschenden Geiste der Menschheit nur allmählig in vielen besonderen Systemen verwirklichen kann, welche für sich und einzeln betrachtet neben vielen wahren Erkenntnissen auch falsche, neben allseitigen auch einseitige enthalten — kurz die Züge der Beschränktheit der menschlichen Vernunft an sich tragen, an das Ganze dagegen gehalten ihre

nothwendige Stellung in der Ausgestaltung der Philosophie einnehmen, wie denn die einseitige Ausbildung der Ideenlehre unabhängig von aller Erfahrung den Empirismus oder Sensualismus und die einseitige Ausbildung des letztern, den Kriticismus und damit die Einleitung zu einer vollkommeneren Theorie der menschlichen Erkenntniß hervorrief. Der tiefere Grund, aus welchem die Verschiedenheit der philosophischen Systeme abgeleitet werden kann, liegt sonach

1. in der Unendlichkeit der Idee der Philosophie und ihres Inhaltes,
2. in der Eigenthümlichkeit und Beschränktheit des jeweilen philosophirenden Geistes,
3. in der Mannigfaltigkeit des Weges, der Verfahrungsweise oder Methode, die eingeschlagen werden kann, um die Aufgabe der Philosophie zu lösen.

§ 60.

Wenn wir von der Idee der Philosophie reden, dürfen wir nicht darauf sehen, was dieser oder jener Philosoph unter Philosophie verstanden habe, sondern wir müssen allgemein bestimmen, was dieselbe anstrebe und wolle? und darauf können wir antworten, sie erstrebe und wolle die Wissenschaft alles Dessen, was zu erkennen ist, also das Wissen alles Erkennbaren aus einem obersten urgewissen Prinzipe. Diese Idee drückt nun subjektiv eine in jeder Rücksicht absolute Erkenntniß aus und objektiv einen unendlichen Inhalt oder Gegenstand derselben, welcher das All selbst ist, worin Gott und Welt, Unendliches und Endliches zugleich gedacht sind. Zufolge dieser ihrer Unendlichkeit kann die Idee bei ihrer zeitlichen Offenbarung weder in einem einzelnen Systeme, noch in der Gesammtheit aller Systeme ihre vollkommen adäquate Form und Darstellung erlangen, weil zwischen dem unendlichen Inhalt und der endlichen Form immer ein unauflösliches Mißverhältniß tritt, wie zwischen dem Ideal und dem Kunstwerke; jedoch spiegelt sich die Idee der Philosophie in allen philosophischen Systemen auf eigenthümliche Weise ab und bildet für sie als Theile eines in stäter Ausbildung begriffenen Organismus den lebendigen, alle die einzelnen Theile durchdringenden, zusammen=

haltenden und erklärenden Einheitspunkt, ohne welchen sie nur zerstreute Glieder ohne höhere Bedeutung blieben.

§ 61.

Diese unendliche Idee mit ihrem unendlichen Inhalt sich zur Erkenntniß zu bringen, hat der menschliche Geist von jeher angestrebt; jeder individuelle Geist ist aber ein eigenthümlicher und zugleich beschränkter, und darin liegt der subjektive Grund der Verschiedenheit der philosophischen Systeme. Denn als eine beschränkte Intelligenz vermag die Vernunft nie einen Standpunkt zu gewinnen, von wo aus sie nach allen Seiten die Idee anzuschauen und zu erfassen im Stande ist, sondern sie wird nur diesen oder jenen Standpunkt festzuhalten vermögen, von wo aus sie die Idee betrachtet und darum nothwendig in Einseitigkeit verfallen; sie wird ferner nie vermögen, den unendlichen Inhalt der Idee ganz zu erschöpfen und somit nothwendig in ihren Erkenntnissen unganz und unvollständig sein. Mit der natürlichen Beschränktheit ist aber beim individuellen Geiste auch die subjektive Eigenthümlichkeit verbunden, vermöge welcher er nie in diesem Zeitleben jene vollkommene Harmonie der in ihm liegenden Kräfte und Vermögen erreicht und darstellt, welche zur ungetrübten und vollständigen Erkenntniß alles Erkennbaren nothwendig vorausgesetzt werden muß. Denn in Denjenigen, welche nach der Erkenntniß der absoluten Wahrheit streben, kann entweder die Vernunft über den Verstand, oder dieser über jene, oder die Phantasie über beide vorherrschen, wodurch jene Harmonie getrübt und sodann das Eine Auge des erkennenden Geistes von der geraden Richtung auf den Gegenstand abgewendet und auf Nebenrichtungen hingezogen wird, oder es ist ein Vorwalten der Sinnlichkeit über den Geist gedenkbar, durch welches jenem Auge ein gebrochenes und getrübtes Objektivglas vorgehalten wird, so daß er die Dinge nicht mehr erkennt, wie sie sind, sondern wie sie ihm in dem durch die Sittlichkeit vorgeschobenen Medium erscheinen. Daher wird die Geisteseigenthümlichkeit des Forschenden auch in der Anschauungsweise und in den Resultaten seines Forschens, d. h. in seinem besondern Systeme zu Tage

treten, welches jederzeit mehr den Charakter der Individualität als des Universalismus an sich tragen wird.

§ 62.

Ein dritter Grund endlich, woraus die Verschiedenheit der philosophischen Systeme erklärt werden kann, liegt in den verschiedenen Wegen, Verfahrungsweisen oder Methoden, welche dem forschenden Geiste sich darbieten, die Erkenntniß der Wahrheit zu erreichen. Denn er kann entweder vom Sinnlichen ausgehen, um zum Uebersinnlichen zu gelangen, oder aber den entgegengesetzten Weg einschlagen; er kann ferner vom Zweifel beginnen und zu den möglichst gewissen Sätzen emporsteigen, oder umgekehrt von unmittelbar gewissen Wahrheiten anheben und von ihnen aus das ganze übrige Gebiet der Erkenntnisse beleuchten und erklären; auch ist die Möglichkeit gegeben, in dem unendlichen Kreise des Erkennbaren nur die Erkenntniß selbst, oder einen ihrer Theile, oder den Geist als solchen, oder die Natur oder Gott vorzugsweise hervorzuheben und daraufhin mit Hintansetzung der übrigen seine Forschung zu richten. — Je nachdem nun der Philosoph von den verschiedenen Wegen, die ihm offen stehen, diesen oder jenen betritt, werden sein System und die Resultate seiner Forschungen verschieden ausfallen müssen. Alle Philosophien oder philosophischen Systeme sind daher als eigenthümliche und unvollkommene Verwirklichungsweisen der Einen Philosophie anzusehen, deren Gehalt und Bedeutung nach der Stellung zu würdigen ist, die sie im ganzen Entwickelungsgange der Philosophie einnehmen.

Zweite Abtheilung.

Die Philosophie nach ihrer Relation.

§ 63.

Soll die Philosophie nach ihrer Relation erkannt werden, so müssen ihre verschiedenen Beziehungen zu ihrem nächsten Grund und Umkreis ermittelt werden. Im frühern schon ist die Philosophie als die Wissenschaft der Ideen bezeichnet worden. Diese künden sich mit dem Erwachen des vernünftigen Bewußtseins dem Menschen als die Grunderkenntnisse des Wahren, des Schönen und des Guten an; sie können weder aus der Erscheinungswelt abgezogen, noch im Umkreise der sinnlichen Natur wahrgenommen werden, sondern stammen vielmehr aus dem innersten Leben des Geistes, welches das vernünftige Selbstbewußtsein ist. Wie die Ideen selbst, so gründen auch die ihnen entsprechenden Vermögen des Erkennens, Fühlens und Wollens, durch welche jene wahrgenommen und verwirklichet werden, in unserem Selbstbewußtsein, welches daher die ideale oder subjektive Grundlage und Voraussetzung für die reale oder objektive Darstellung der Ideen bildet. Die Idee des Wahren aber wird real und objektiv durch die Thätigkeit der Erkenntniß mittelst der Gedanken in der Wissenschaft, die Idee des Schönen durch die Thätigkeit des Gefühles (und der Phantasie) mittelst der sinnlichen Formen in der Kunst, und die Idee des Guten durch die Thätigkeit des Willens mittelst der sittlichen Handlungen im Leben des Menschen. Da nun die Philosophie die Wissenschaft aller dieser Ideen zumal und vorzugsweise ist, so muß sie sowohl nach Innen mit unserem Bewußtsein als der subjektiven Grundlage der Ideen, als auch nach Außen mit der objektiven Darstellung derselben in den Wissenschaften, den Künsten und Lebenshandlungen der Menschen in einer nothwendigen und eigenthümlichen Beziehung stehen, welche allseitig zu ermitteln ist, damit wir einerseits die Stellung der Philosophie und darin zugleich ihre Würde, Wichtigkeit und Bedeutung erkennen, und anderseits zum eifrigen Studium derselben angetrieben und begeistert werden.

Erster Abschnitt.

Die innere Beziehung der Philosophie.

§ 64.

Die erste und unmittelbare Beziehung der Philosophie, die zu ermitteln ist, ist die imanente oder diejenige zum Bewußtsein, welches als Bewußtsein schlechthin das Wissen um das Dasein, als Selbstbewußtsein aber das Wissen um das eigene Selbst als ein Sein bedeutet. Dieses bildet das nothwendige Substrat, die ideelle Voraussetzung oder subjektive Grundlage nicht nur der Ideen, sondern auch aller Thätigkeiten des Geistes überhaupt und alles Erkennens insbesonders, welches ohne das Selbstbewußtsein weder möglich noch wirklich werden kann. Daher ergiebt sich die Frage: in welchem Verhältniß steht die Philosophie zu unserem Bewußtsein als der ideellen Voraussetzung und dem subjektiven Grunde aller unserer Erkenntnisse? Um diese Fragen zu lösen, müssen wir vorerst die Stufen des Bewußtseins untersuchen und sodann die Philosophie mit denselben vergleichen. —

Erstes Hauptstück.

Die Stufen des Bewußtseins.

§ 65.

Das Bewußtsein, obwohl der Anlage nach in jedem Menschen mit dem Geiste zugleich gegeben, muß, wie dieser, im Gange seiner Entwickelung verschiedene Stufen durchlaufen, um zu jener vollkommenen Ausgestaltung zu gelangen, welche die Philosophie nothwendig bei Demjenigen voraussetzt, der die Wissenschaft der Ideen sich eigen machen will. Im Gange dieser Entwickelung können wir die niedere, die höhere und die höchste Stufe des Bewußtseins unterscheiden, welch' letztere diejenige des philosophirenden Geistes ist.

a. Niederste Stufe — das empirische Bewußtsein.

§ 66.

Das Bewußtsein auf seiner niedersten Stufe wird auch das gemeine, gewöhnliche oder unmittelbare Bewußtsein

genannt. In diesem Stadium des Bewußtseins erscheint der Mensch noch in die sinnlichen Anschauungen verloren und aufgegangen; von dem stäten Wechsel der Erscheinungen ist er hier noch so sehr befangen, daß er kaum das Außen von dem Innen, die Gegenstände von den Gedanken und Sich selber von beiden zu unterscheiden vermag. Das Vorstellungsvermögen, auf dieser Stufe besonders thätig, beschäftigt sich vorzugsweise mit den Gegenständen der Sinneserfahrung und zieht aus den Eindrücken die Wahrnehmungen, Anschauungen und Vorstellungen ab. Aber auch in diesem Zustande beginnt im Gemüthe ein geistiges Ahnen zu erwachen, daß in den äußeren Erscheinungen nicht Alles enthalten sei, was die Dinge wirklich sind, daß allem Wechsel der Veränderungen irgend ein Beharrliches zu Grunde liege, daß neben dem sichtbar leiblichen auch ein unsichtbar geistiges in unserem Wesen wahrzunehmen, und über dem irdischen Dasein ein überirdisches Wesen festzuhalten sei. Ueber diese und andere Gefühle und Ahnungen weiß sich aber der Mensch auf dieser Stufe seines Bewußtseins noch keine Rechenschaft zu geben, noch fühlt er ein Bedürfniß, eine solche Rechenschaft sich wirklich abzulegen.

b. Höhere Stufe — reflektirendes Bewußtsein.

§ 67.

Das Bewußtsein tritt bei ungehemmter Entwickelung in sein zweites Stadium und wird zum **höheren** Bewußtsein umgebildet. Plato bezeichnet dieses als **ein gewisses Verwundern**, welches den Menschen zur Philosophie hinführt; es ist dies ein Verwundern über die noch nicht in ihrem Grunde erfaßten und begriffenen Erscheinungen der Welt. Diese Verwunderung bezeichnet die erste Theilung und Scheidung des Geistes in der weiteren Entwickelung seines Bewußtseins und treibt ihn zu unzähligen Fragen über das **was**, **woher** und **wozu** der Dinge und über die Verbindung, in der das Eine zum Andern, alle zu einander und zu einem höhern stehen mögen. Auf diese Fragen erhält der Mensch entweder aus seiner eigenen Einsicht oder durch die Ueberlieferung der menschlichen Gesellschaft, oder durch eine höhere Auktorität zwar eine Antwort, die für die meisten zu ihrer

menschlichen Entwickelung genügt und sie befriediget. Andere dagegen wollen sich mit dieser, von außenher empfangenen Lösung der großen Fragen nicht zufrieden geben, vielmehr regt sich mit der Verwunderung über die Räthsel und noch unerkannten Geheimnisse der Welt und des Lebens eine andere Stimmung der Erkenntniß, die zweifach sich offenbart, einmal nämlich als das Bedürfniß des Geistes die Wahrheiten der Auktorität aus Gründen zu erkennen oder wissenschaftlich zu vermitteln, oder auch als Zweifel über das bisher unmittelbar wahrgenommene und angenommene, welcher den Geist mit sich selber und seinen bisherigen Vorstellungen entzweit. Mit dem Letztern stellt sich zugleich das Gefühl des Unfriedens und des Schmerzes — die Krise der Erkenntniß ein, welche, je nachdem sie bestanden wird, entscheiden muß, ob das daraus hervorgehende Denken negativ und destruktiv sich selbst und alles Erkennbare aufzehren und in einem vollkommenen Nihilismus endigen werde, oder ob es die negative Kraft der Krise überwindend positiv und konstitutiv sich zur wahren Wissenschaft gestalte.

§ 68.

Das Bewußtsein auf der höheren (oder mittleren) Stufe wird auch das reflektirende genannt, und warum? der Mensch hat zufolge seiner Erkenntnißkraft nicht nur die Fähigkeit außer sich und um sich her, sondern auch in sich selbst hineinzuschauen, sein Erkennen nicht nur auf die ihn umgebende Welt zu richten, sondern auch auf die innere Welt zu werfen, die er selber ist, kurz er vermag sich selber und sein Erkennen zum Gegenstande seiner Betrachtung zu machen, erkennendes Subjekt und erkanntes Objekt in seinem eigenen Selbst zu sein. Wie das Auge das leibliche Bild im Spiegel erkennt, so der Geist im Spiegel des Gedankens das innere Selbst, woran er die Erkenntniß des Universums und Gottes anzuknüpfen weiß. Auf dieser Stufe des Bewußtseins reflektirt der erkennende Geist, d. h. er biegt seine Erkenntniß um von Außen nach Innen, von der Erscheinung auf das Wesen, von der Form auf den Inhalt, von der Thätigkeit auf das Gesetz, von den erkennbaren Gegenständen auf die

Erkenntniß selber, von allem Anderen auf das eigene Ich. Mit der Reflexion ist jedoch noch eine andere Thätigkeit verbunden, die der Abstraktion; die beschriebene Umbiegung nämlich, oder das Hinsehen des erkennenden Geistes auf das Eine, schließt schon in sich das Weg- und Absehen von dem Vielen und Anderen. Nur indem er wegsieht von dem Aeußeren, kann er auf das Innere hinsehen, so er sich zurückzieht von der Erscheinung, das Wesen finden und die Form überwindend auf den Inhalt dringen. Abstraktion und Reflexion bilden aber die einheitliche Thätigkeit des Verstandes überhaupt, welche das Denken im eigentlichen Sinne bezeichnet. In diesem Kreise des höheren oder reflektierenden Bewußtseins beginnt die Philosophie, sich über das gemeine (gewöhnliche) Bewußtsein erhebend; ihr nothwendiges, wenn auch nicht ausschließliches Organ ist der Verstand mit seiner Thätigkeit des Denkens, welches daher zu dem Hauptgeschäft des Philosophen gehört. —

§ 69.

Der Philosoph muß denken, d. h. in Begriffen erkennen; was ist aber ein Begriff und wie wird er erzeugt? — Wir ergreifen etwas von dem Mannigfaltigen, begreifen es als Einheit, um in dieser Einheit als wie in einem Rahmen, einer Type, die vorübereilenden Erscheinungen festzuhalten. Diese Einheit suchen wir auf, um in dem Wandelbaren das Beharrliche, in dem Zufälligen das Nothwendige, in dem Mannigfaltigen das Eine, in dem scheinbar Regellosen die Regel und Ordnung herauszufinden. Wir abstrahieren also von den zufälligen Qualitäten der Dinge, von den abstreifbaren Schossen am lebendigen Baume und reflektieren auf die charakteristische Einheit, in welcher das Ganze hüllenlos sich darstellt. In dieser Einheit verschwinden die zufälligen Differenzen und es bleiben nur die wahren, allgemeinen und wesentlichen Qualitäten des zu erkennenden Dinges übrig. Während also die Vorstellung nur die sinnlichen Wahrnehmungen und Anschauungen zur Einheit verknüpft, so verbindet das Denken oder der Verstand die mannigfaltigen Vorstellungen zur höheren Einheit im Bewußtsein und diese Einheit heißt der Begriff.

§ 70.

Der Begriff hat eine formliche und eine inhaltliche Seite. Die erste mag an einem konkreten Beispiele uns klar werden. Für unsere sinnliche Anschauung bieten sich am Firmamente zahllose Lichtpunkte dar, von denen die Einen ihre Stellung nicht verändern, die Andern hingegen herumkreisen regelrecht oder scheinbar regellos. Mit dem bloßen äußeren Sinn des Auges können wir diese Lichtpunkte nicht festhalten, aber der denkende Geist kann sie fassen und festhalten und er thut es, indem er das, was allen diesen Lichtpunkten gemeinsam zukömmt, in dem Begriff — Gestirn zusammenfaßt. Durch diesen Begriff denkt sich nun der Geist das ganze Sternenheer, bildet aus diesem Begriffe sodann die übrigen, Sternbild, Sonnensystem, Fixstern, Planet, Nebenplanet, Komet, Sternschnuppen, Meteor und hat durch diese Begriffe sofort die Ordnung der Himmelskörper in seinem eigenen Denksystem hergestellt. Auf gleiche Weise bildet er aus der unendlichen Anzahl und Verschiedenheit der Geschöpfe die Begriffe — Thier, Pflanze, Mineral und Element, mit welchen Begriffen der Verstand das in tausendfachen Formen aufgelöste zur Einheit im Bewußtsein verbindet. Der Begriff ist sonach das geistige Abbild des Dinges, wie die Vorstellung das sinnliche Gegenbild davon darstellt. Die Vorstellung ist gleichsam der erscheinende Begriff, wie der Begriff selbst die innere gestaltende Seele des Dinges in die Erkenntniß aufgenommen darstellt. Wie aber die Seele ohne ihre Erscheinung nicht zu denken ist, so kann auch der Begriff ohne oder außer der Vorstellung und Anschauung nicht gebildet werden. Die inhaltliche Seite des Begriffes hat besonders Hegel in seiner Logik hervorzuheben versucht. Ausgehend von der Voraussetzung, daß der Begriff durch die vereinte Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft erzeugt werde, behauptet er, daß der Begriff kein bloßes abstraktes und inhaltleeres, sondern vielmehr ein erfülltes und konkretes sei, und das Sein und Wesen der Dinge in ideeller Einheit in sich begriffe. Wie in dem Keime die Pflanze in ideeller (nicht reeller) Weise mit allen ihren Theilen bereits vorhanden ist, so soll nach dieser Ansicht in dem Begriffe der ganze Inhalt dessen schon eingeschlossen sein, was in seiner Entwicklung ein an=

deres, ein besonderes, ein gegenständliches wird, und wie in der Natur das organische Leben Pflanzen jeder Art und Blüthen aus sich hervortreibt, so werde durch den Begriff, wenn er sich entwickelt, dasjenige als wirklich gesezt, was in ihm ideell schon vorhanden war; weswegen der Begriff in seiner Entwickelung nichts dem Inhalte nach neues setze, sondern nur das, was schon in ihm gelegen war, nur in der Form des Besondern. Es ist hier nicht der Ort darzuthun, daß der Begriff in diesem Sinne nicht der logische, sondern der spekulative und identisch mit demjenigen sei, was man gewöhnlich als Idee bezeichnet.

c. Höchste Stufe des Bewußtseins.

§ 71.

Das Bewußtsein bleibt bei einer regelmäßigen Entwicklung auf dem Standpunkte der Reflexion oder des Denkens nicht stehen, sondern strebt die höchste Stufe seiner Ausbildung zu erreichen und diese ist die Stufe des spekulativen oder wissenschaftlichen Bewußtseins und Erkennens in der Sphäre der Vernunft, auf welcher sie das Denken und Erkennen zum Wissen zu erheben strebt. Der Verstand ist, wie Schubert schreibt, nur das messende geometrische Vermögen des Menschen; noch an die Zeiten und Räume der Sinnlichkeit gebunden, erkennt er das Allgemeine der Form mitten unter der Verschiedenheit der Bestandtheile, er weiß mitten aus der Manigfaltigkeit und dem Wechsel der Erscheinungen die Gesetze der Weltordnung herauszufinden, die Bewegung der Weltkörper zu erkennen, als ordnendes Prinzip in das Reich der Erkenntnisse ein System zu bringen. Aber seine Wirksamkeit ist nur auf das bestehende gerichtet, an das offenbar gewordene gebunden, die geheimen Bewegungen jedoch des Willens, der allen Gesetzen zu Grunde liegt, des Willens der

Am Himmel reiht Plejaden
und alle hält am unsichtbaren Faden —

erkennt er nicht, in den Kern der Dinge dringt er nicht, die Thätigkeiten und Gesetze des Geistes erfaßt er nicht, zu dem absoluten Wesen erhebt er sich nicht. Dieß ist das Geschäft der Vernunft, die mit ihren Ideen die Welt des Idealen baut,

diese innere Welt in der äußeren erblickt und nachweist, und den tieferen Grund beider im göttlichen Wesen erschaut. Faßt man die vereinte Thätigkeit des Verstandes und der Vernunft oder der menschlichen Intelligenz in dem Begriffe wissenschaftlichen Erkennens überhaupt zusammen, so nimmt man in derselben zwei Bewegungen wahr; nach der Einen (induktiven) erhebt sich die wissenschaftliche Erkenntniß von der Wahrnehmung der einzelnen und zufälligen Erscheinungen zur Vorstellung, von der Manigfaltigkeit der Vorstellungen zum Begriffe, und von der Vielheit der Begriffe zur Idee, deren höchste diejenige des absoluten Wesens ist; nach der anderen Bewegung (der deduktiven) geht das Denken von dieser Idee wieder aus und entwickelt daraus die Begriffe und Vorstellungen oder die Wesenheiten und Erscheinungen, um sie in ihrer apriorischen d. h. in derjenigen Nothwendigkeit zu erkennen, womit sie in der Idee und durch dieselbe in dem absoluten Wesen begründet sind, und aus ihm hervorgehen. Wenn also die Resultate des empirischen oder sinnlichen Erkennens Vorstellungen und die des Verstandes Begriffe, so sind die Früchte der höher erkennenden Vernunft Ideen.

§ 72.

Um das Verhältniß der Philosophie zum Bewußtsein noch klarer auszumitteln, haben wir die Wechselbeziehung des Verstandes und der Vernunft scharf in's Auge zu fassen. Nicht der Verstand, sondern die Vernunft ist das höchste Vermögen des erkennenden Geistes, welche nicht zufrieden, aus dem Meere der empirischen Einzelheiten das charakteristische Allgemeine herauszufinden, vielmehr mit und aus ihren Ideen, als den eigentlichen Stamm- und Grundbegriffen des Seienden die Welt konstruiert und sie als den Aus- und Abdruck der ewigen Vernunft erkennt und darstellt. Das thierische Bewußtsein kann sich niemals bis zur Bildung eines Begriffes, geschweige bis zur Fassung einer Idee erheben. Die Idee und das Vermögen sie aufzufassen oder vielmehr sie in sich selbst zu fassen, ist das ausschließliche Eigenthum des menschlichen Geistes d. h. seiner ihm inwohnenden Vernunft, die er mit keinem anderen Geschöpfe der sinnlichen Welt gemein hat, ein besonderes Geschenk Gottes, auf

welchen eben als die höchste Spitze und den tiefsten Grund aller Erkenntniß und alles Seins, ad principium cognoscendi et essendi — die Vernunft beständig hinweißt. Sucht nun der Verstand aus dem Stoffe des sinnlich-wahrnehmbaren etwas Unsinnliches — den allgemeinen Charakterzug herauszufinden, wobei die Form, der Typus oder jenes Allgemeine den aufgefaßten Objekten vorangeht, so ist die Vernunft ihrerseits kein blos passiv aufnehmendes-bemerkendes Organ für jene unsichtbaren Anfänge, aus welchen alles sichtbare Sein und Bewegen in der Natur hervorgeht, sondern sie ist eine Kraft des Geistes, welche als Abbild der ewigen Vernunft ideal jene Anfänge (primordia rerum) in den Ideen in sich trägt und sie aus sich im wissenschaftlichen Systeme entwickelt. Ueber der Welt und in der Welt schafft sie auf dem Grunde ihrer Selbst eine Welt des Idealen durch die Verwirklichung der Ideen des Wahren, Guten und Schönen in Wissenschaft, Moral und Kunst, erfaßt die Vorbilder jener Bilder, welche der Verstand von außen empfängt und erkennt die höhere Welt und das absolute Wesen, wovon der Verstand nur die umhüllte Lichtfläche sieht. Der Verstand kann daher nur zur Erkenntniß der Gesetzmäßigkeit gelangen, nach welchen die sichtbare Welt geordnet erscheint, die Vernunft aber dringt zum Erkennen jener letzten allweisen und allwirkenden Kraft vor, welche dieses Gesetz gab und nach diesem das Universum regiert. Der Verstand ist somit, da ihm theils die Sinneserfahrung, theils die Vernunft den Stoff darbietet, den er durch die Thätigkeit des Denkens zu geordneten klaren und deutlichen Erkenntnissen verarbeitet, ein vermitteltes Vermögen, die Vernunft dagegen ein unmittelbares, weil sie ihre Wahrheiten und Ideen aus der Quelle selbst, d. h. aus der Uridee Gottes schöpft, dessen Grundzüge in ihr liegen. Die Vernunft nimmt die Idee in ihrer Totalität auf, der Verstand geht in die Gliederung, Systematisierung und Verdeutlichung der Idee ein.

§ 73.

Aus dem Gesagten ist uns nun auch das Verhältniß der sinnlichen Vorstellung zum Begriff und des Begriffes zur Idee klar geworden. Die Idee ist die von der Vernunft als dem Ver-

mögen, das Absolute zu erkennen — aus sich selbst geschöpfte und folglich weder durch die sinnliche Vorstellung noch durch den Begriff vollkommen darstellbare Auffassung einer höchsten Vollkommenheit oder Realität, wie die Ideen Gottes, der Wahrheit, der Güte, der Schönheit, der Unsterblichkeit, der Freiheit u. s. f. Die Erkenntniß eines Dinges ist also dann vollendet oder in seiner Weise absolut, wenn dasselbe im Ganzen, worin es wurzelt, als Glied und Moment desselben, oder aber in seiner Idee erkannt wird. Wenn uns daher die Vorstellung das Ding darstellt wie es erscheint, der Begriff dagegen, wie es ist und erscheint, so zeigt uns die Idee das Wesen des Dinges wie es sein soll, d. h. wie es als lebendiges Glied des organischen Ganzen aufgefaßt werden muß. Die sinnliche Vorstellung nimmt z. B. den menschlichen Organismus wahr nach seiner Größe, seiner Figur, seinen manigfaltigen Theilen, der Verstand geht gleichsam in seine anatomische Zerlegung ein, scheidet die verschiedenen Bestandtheile aus und ordnet sie wieder zu besonderen Organen und Systemen, die Vernunft dagegen faßt ihn als lebendiges Ganze auf, in welchem die Theile sich als lebendige Glieder verhalten, die unter sich zusammenhängen und von einer und derselben Lebenskraft getragen und beseelt sind. Wie die Vorstellung niemals den Begriff völlig in sich aufzunehmen vermag, eben so wenig vermag der Begriff die Idee vollständig zu erfassen und in sich aufzunehmen. So ist in jedem gegebenen Staate der Begriff des Staates wirklich, und auch die Idee des Staates stellt sich in seinem Begriffe dar aber nur theilweise, jeder wirkliche Staat bleibt hinter der Idee zurück. Die Idee geht somit über den Begriff hinaus, indem sie ein neues Element in ihn hineineinbringt — die bewegende und bestimmende Macht — nach Plato das göttliche in den Dingen, was die neuere Philosophie den Zweckbegriff — die Finalität nennt. Es ist nämlich eine in der ganzen Schöpfung wahrnehmbare Thatsache, daß das Wesen der Dinge wie das freie Wirken des Geistes durch eine — alle Theile des großen Ganzen durchdringende Macht, durch einen zu einem bestimmten Zweck sich vollführenden Gedanken geleitet und beherrscht wird. Die eigenthümliche Organisation aller Geschöpfe, vermöge welcher alle Theile und das Ganze zum Leben und zur Bestimmung des Ge-

schöpfes in vollkommener Uebereinstimmung stehen, bezeugen die schöpferische Macht und Einheit des Zweckgedankens einer göttlichen absoluten Vernunft, durch welchen das Universum nicht als bloßer Mechanismus, sondern als Organismus und Kunstwerk vor dem betrachtenden Geiste sich darstellt.

Zweites Hauptstück.

Die Beziehungen der Philosophie zu den Stufen des Bewußtseins.

§ 74.

Die Philosophie ist daher nur auf der höchsten Entwicklungsstufe des Bewußtseins möglich, ihr unmittelbares Organ ist die Vernunft, ihre unmittelbaren Objekte sind die Ideen, ihre Form ist die durch den Verstand vermittelte systematische Erkenntniß. Auf diesem Standpunkte angekommen, werden wir mit dem Rückblick auf die drei Entwicklungsstufen des Bewußtseins leichter Dinge bestimmen können, positiv, was in Wahrheit den Namen „Philosophie" verdiene und negativ, was hinwiederum diesen Namen nur fälschlich an der Stirne trage.

1. Negative Bestimmung der Philosophie.

§ 75.

Die Philosophie ist nicht zu verwechseln mit dem Vielwissen, welches ein grund- und zusammenhangloses somit ein oberflächliches Erkennen bezeichnet. Solches findet auf der ersten Entwicklungsstufe des Bewußtseins Statt, wo die sinnliche Vorstellung und Gedächtnißkraft vorwaltet. Der Vielwisser ist noch kein wissenschaftlicher Denker, so wenig ein Geldwechsler oder Banquier, der viel altes und neues Geld besitzt ein Numismatiker oder Antiquar ist. Denn es fehlt dem Vielwisser an Einsicht in die höhere Einheit und den inneren Zusammenhang seiner Erkenntnisse, die in seinem Geiste bunt und ungeordnet durcheinander gehen, ohne die, von der Vernunft geforderte Begründung und Organisation zu haben. Die Philosophie aber ist Wissenschaft und diese bezeichnet einen Inbegriff gleichartiger — auf denselben Gegenstand sich beziehender

— Erkenntnisse, die aus einer Idee entfaltet und in den Formen des logischen Denkens und dessen Gesetzen gemäß (nach Begriffen, Sätzen, Schlüssen, Grundbegriffen und Grundsätzen) zu einem organischen Ganzen so verbunden sind, daß das Besondere auf das Allgemeine, das Abgeleitete auf das Prinzip, der Fall auf die Regel bezogen und umgekehrt das Allgemeine im Besondern, das Prinzip in den Sätzen, die Regel und das Gesetz in allen einzelnen Fällen nachgewiesen, somit alle Erkenntnisse aus ihren Gründen, und alle Erscheinungen aus ihren Gesetzen und Prinzipien erklärt werden. In der Wissenschaft ist daher Zusammenhang der Theile, Deutlichkeit, Vollständigkeit und Gründlichkeit der Erkenntnisse, mit einem Worte innere Einheit in der Manigfaltigkeit der Erkenntnisse — somit ein Organismus der Erkenntnisse zu finden, welchen die menschliche Vernunft vor allem aufsucht, darum auch nur die wissenschaftliche Erkenntniß und nicht das fragmentare, rapsodische und aggregate Erkennen das innerste Bedürfniß des menschlichen Geistes befriediget, welcher mit der Verwirklichung der Ideen des Schönen in der Kunst, des sittlich Guten in der Tugend auch die Verwirklichung der Idee des Wahren in der Wissenschaft anstrebt.

§ 76.

Die Philosophie ist eben so wenig mit der Sophistik zu vermengen, die auf der mittleren Entwicklungsstufe des Bewußtseins stehen bleibend, den Verstand von der Vernunft und dem Gemüthe losreißt, der sodann in dieser seiner Einseitigkeit nur negative Resultate bewirken kann. Durch das einseitige Bestreben nur die Form statt das Wesen, nur die äußere Hülle statt die Wahrheit selbst zu suchen und unter der äußeren regelrechten Form der Erkenntniß das Falsche als ihr Inhalt zu verbergen, hat die Sophistik der alten Zeit wie ein unnatürlicher Auswuchs am lebendigen Organismus der Philosophie sich ausgebildet. Auf den tiefsinnigen Pythagoras, Heraklit und Zeno folgten Gorgias und Protagoras, Kritias und Hyppias, welche die Philosophie in die verderblichste Sophistik mißgestalteten. Was in den religiösen Mysterien jene großen Philosophen mit tiefer Ehrfurcht und heiliger Scheu behandelten, wurde durch letztere zum Gegenstand eines

frivolen Spieles und Spottes herabgewürdiget. Da sie nur abgefeimte Verstandesmenschen waren, ließen sie nichts höheres in seiner Würde bestehen, das über den Gesichtskreis der alltäglichen Reflexion hinausreichte. — Religion überhaupt war ihnen Aberglaube, Tugend Einfalt, Gerechtigkeit galt ihnen für Thorheit, nur auf Stärke und List beruhte nach ihrer Behauptung das Recht. Was sie trieb, war Ehrgeiz und Geldsucht, nicht die Liebe zur Weisheit, nur die Sucht durch ungewöhnliche Meinungen und auffallende Behauptungen zu glänzen und die Aufmerksamkeit des Volkes, vorzüglich der Reichen und der Mächtigen auf sich zu ziehen, war der Hebel ihrer Beschäftigungen. „In ihren Schulen, sagt Friedrich Schlegel, wurde nicht bloß zur Uebung im Scharfsinn und in der Redekunst gelehrt, entgegenstehende Meinungen nach Willkühr, die Eine oder die Andere zu vertheidigen, sondern es wurde recht eigentlich gelehrt, anerkannte Unwahrheit und eine entschieden ungerechte Sache durch Scheingründe und Scheinschlüsse geltend zu machen. Es wurde gelehrt, daß es keine andere Tugend gebe, als die Geschicklichkeit und Kraft, mit kühner Verachtung alle religiösen und sittlichen Grundsätze anzufeinden, durch die sich nur die Schwachköpfe, wie sie vornehm prahlten, leiten und täuschen ließen, kein anderes Recht als das Recht des Stärkern und die Willkühr des Herrschers oder des Pöbels, keine andere Religion als das Vorrecht gar keine zu haben. — In diesen Schulen der Sophistik wurde nicht nur des Volksglaubens gespottet, (dennoch hatte auch die Mythologie ihre höhere Seite) es wurde nicht nur viel Widerstreitendes, Leeres und Verkehrtes über die Welt und deren erste Ursache vorgetragen, sondern es wurde Gott recht eigentlich geläugnet dadurch, daß der Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit — das Göttliche im Menschen — in der Wurzel getödtet und ausgerottet wurde. Welche Verheerungen eine solche Unphilosophie schon damals unter der Jugend und dem Volke angerichtet, ist unschwer zu errathen und aus der Geschichte genugsam bekannt. — Kein Wunder also, daß sich die größten Männer gegen sie erhoben, denen Wahrheit und Tugend, die höchste Würde und Bestimmung der Menschheit und deren Glückseligkeit am Herzen lag. Sokrates fiel im Kampfe gegen sie als Martyrer; Plato und Aristoteles haben deren Schlechtigkeit auf jede nur mögliche

Weise an das Licht gezogen, der große Völkerlehrer selber schildert die Sophisten seinem geliebten Timotheus (II. 2, 3) als Menschen, „die immer lernen und nie zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, ja der Wahrheit immer widerstreben; zerrütteten Sinnes und verworfenen Glaubens sind sie selbstsüchtig, habsüchtig, stolz, aufgeblasen, streitsüchtig, lieblos, verläumderisch und verrätherisch, die nur den Schein der Wahrheit haben, aber deren Kraft verläugnen. Er warnt im Ferneren seinen Schüler: daß er die heillosen und leeren Geschwätze dieser Leute meide, durch welche nur die Gottlosigkeit befördert werde, indem ihr (negatives) Wort wie der Krebs um sich fresse, anstecke und zerstöre.“ Mit demselben Eifer spricht sich neben anderen großen Meistern der christlichen Wissenschaft der gewandte Lobredner der ächten Philosophie Klemens von Alexandrien gegen diese Abart der Philosophie aus: (Strom. I. 1,) Er behauptet von ihr, daß sie, obwohl nur in der Einbildung bestehend, Meinung für Wahrheit ausgebe und alle wahre Weisheit unmöglich mache, indem sie den Sinn für dieselbe gänzlich verderbe. Denn einem Sophisten sei es nimmer um das Wahre, sondern nur um den Schein des Wahren zu thun und weil demnach die Sophistik das heiligste und theuerste, nämlich die Wahrheit, dem Menschen raube, sei sie, wie schon Plato und Aristoteles behauptet haben, eine furchtbare Räuberkunde.

§ 77.

Aehnlich nach Grundlage, Richtung, Resultaten und Wirkungen der Sophistik der alten Zeit hat sich jene der neuen Zeit ausgebildet, die füglich in eine Sophistik der niederen Ordnung und in eine der höheren Ordnung abgetheilt werden mag. Wir sprechen zuerst von der Sophistik der niederen Ordnung. Sie entspringt vorerst aus der Unordnung, welche die vorwaltende und einseitige Thätigkeit des Verstandes in der Oekonomie der Seele anrichtet, hat sodann in dem allmäligen Versinken und Veräußeren der menschlichen Seele in die Welt des Scheines und der Täuschung, des Nichtigen und des Leeren oder in dem unordentlichen Vorwalten des Verstandes und der Sinnlichkeit über alle anderen Geistesvermögen ihren tieferen Grund, und ist die gewöhnliche Form der Aufklärung beim gemeinen und vornehmen

Pöbel unserer Tage. Sie äußert sich beim gemeinen Pöbel als negative Zweifelsucht an bisher unmittelbar geglaubte religiöse Wahrheiten, die, weil durch keine tiefere Einsicht überwunden, alsbald in destruktive Verneinung aller höheren Ideen und überhaupt alles desjenigen umschlägt, was nicht mit den Händen gegriffen, oder am Maßstabe gemessen, oder vom schalen Verstande in Form eines Rechnungsexempels aufgelöst werden kann. Diese Sophistik hat ihre Lehrstühle und Hörsäle in den Kneipen und Wirthshäusern, in der Journalistik und Belletristik gemeinster Art sich ausersehen, worin die platte Läugnerei als lichte Erkenntniß und die tiefste Erkenntniß als Dummheit und Vorurtheil gilt. Verneinung aller religiösen und politischen Autorität, oder Unglaube und Revolutionssucht sind die praktischen Richtungen solcher Unphilosophie. Von der gemeinen Sophistik ist aber die der höheren Ordnung wohl zu unterscheiden, sie nimmt die Form der Aufklärung und eines scheinbar geregelten Räsonnements an und der Verstand wirft sich, wie Schelling sagt (Method. des akad. St. S. 104) zum Schiedsrichter über Ideen auf. Unter dem gemeinen Verstand, fährt dieser Denker fort, bezeichnen wir keineswegs allein oder vorzüglich den rohen, schlechthin ungebildeten Verstand, sondern gleicherweise den durch falsche und oberflächliche Kultur zum hohlen und leeren Räsonnieren angebildeten Verstand, der sich für absolut gebildet hält und der in der neuern Zeit sich durch Herabwürdigung alles dessen, was auf Ideen beruht, vorzüglich geäußert hat. Allein dieser Ideenleerheit, die sich Aufklärung zu nennen untersteht, ist die wahre Philosophie am meisten entgegengesetzt. Man wird zugeben müssen, daß es keine Nation in dieser ungeordneten Erhebung eines raisonnierenden Verstandes über die Vernunft weiter gebracht hat als die französische, so daß bei den Encyklopädisten Philosophie für synonym mit Atheismus und Materialismus galt, Freiheit als identisch mit zügelloser Willkühr und Anarchie genommen ward; — also gerade diejenige Nation, die — einige wenige Männer früherer Zeiten ausgenommen — vor dem Ausbruch der Revolution von 1789 die wenigsten Philosophen hatte, sie war es, welche der Welt das Beispiel eines durch alle Gräuel bezeichneten Umsturzes der Religion und des Rechtes, der Kirche und des Staates gab. Dies hat nicht die Philosophie, haben nicht

die Philosophen bewirkt, wohl aber die Sophistik und die Sophisten des gemeinen Schlages. Hohle und aufgedunsene Räsonneure haben in allen Wissenschaften und nach allen Richtungen in Frankreich den Namen der Philosophen usurpiert und ihn zugleich geschändet. Mit bloß negativen Verstandesbegriffen d. i. mit leeren Verneinungen läßt sich eben so wenig ein Staat als eine Philosophie bauen. Die Erhebung des gemeinen Verstandes zum Schiedsrichter in Sachen der Vernunft führt nothwendig die Ochlokratie im Reiche der Wissenschaften, die Erhebung des Schlechten und Chaotischen, die Erniedrigung des Hohen und Ewigen herbei. Fade und heuchlerische Schwätzer, die jede tiefere Idee auf der Fleischwage der „Begreiflichkeit" erproben wollen und ihren eigenen Unverstand mit der Vorgabe der Unverständlichkeit der dargebotenen Idee beschönigen wollen, verrathen nur, wie verworren und düster es in ihrem eigenen Kopfe aussieht. Gegen derlei Abarten der Philosophie ist die ächte Philosophie das nothwendige und beste Präservativ, weil sie durch Enthüllung der wahren Gründe die Scheingründe aufdeckt, mit Beseitigung der Oberflächlichkeit in den Kern der Dinge blicken lehrt, die gemeine Denkart durch die Vernunftanschauung beseitiget und das flache Raisonnement durch die Konstruktion der lebendigen Idee abweiset.

§ 78.

Will der erkennende Geist zur Philosophie gelangen, so muß sein Bewußtsein in das höchste Stadium der Entwicklung, in das der Vernünftigkeit eingetreten sein, sein Denken muß zum spekulativen Erkennen, zum Erkennen der Ideen sich erheben. So erhaben aber diese Stufe ist, so nahe liegt ihr zur Seite der tiefe Abgrund, so erhebend es für die Vernunft ist, im Lichte der Ideen sich forschend zu ergehen, so verhängnißvoll wird ihre Abgleitung von der rechtläufigen Bahn sich gestalten, da sie mit der Aufstellung eines falschen Prinzipes zugleich vermöge der wissenschaftlichen Konstruktion aus diesem Prinzipe die ganze Gedankenwelt durch alle ihre Theile nothwendig falsch und unrichtig, verschoben und einseitig ausgestalten wird. Diese Abart der Spekulation hat den Philosophismus der neuesten Schule begründet, dessen falsches Prinzip in einer Vermengung der menschlichen Ver-

nunft mit der absoluten, oder in einer Ueberschätzung der erstern und einer Unterschätzung der letztern, oder um konkret zu reden, in einer Entgöttlichung Gottes und in einer Vergötterung des Menschen besteht.

§ 79.

Der Philosophismus gibt vor, jegliche Voraussetzung hintanzusetzen und vom reinen Gedanken allein auszugehen, und dennoch stellt er in Wahrheit die alles entscheidende Voraussetzung an die Spitze des ganzen Systemes, daß die höchste Idee — Gott nur das Allgemeine und Unendliche in der Entwicklung der Natur und des Geistes, das Unendliche in der Menschenvernunft selber sei. Er rühmt sich, abgesehen von allem erfahrungsmäßigen Sein die Philosophie durch das reine Denken der Vernunft zu erstellen, da sie die Bestimmungen alles Seins als ihren Inhalt in sich schließe und aus dem Gedanken ihrer Selbst auch die Idee der Welt zu konstruiren vermöge, aber gleich dem Taschenspieler will er es dem Unkundigen vorenthalten, daß er die Füllung seines vernünftigen Bewußtseins vorläufig schon von der Natur und Societät bereits gewonnen habe, bevor er seinen philosophischen Prozeß angehoben. Er erhebt die menschliche Vernunft zur göttlichen, um die göttliche zu beseitigen; er vermischt das Wesen Gottes mit dem allgemeinen Wesen der Welt, das in der Vernunft das Denken und das Sein vereinige, um den freipersönlichen Gott selbst zu läugnen. Ist dieser falsche Mittelpunkt einmal gesetzt, so muß nothwendig die ganze Gedankenwelt sich um ihre Achse drehen; es wird keine Gottheit drüben und keine Welt hüben bestehen, und keine Brücke hinüberführen vom diesseitigen in das jenseitige Leben, es kann nur ein Diesseits geben. Denn da Gott und die Welt, das Ueberirdische und Irdische, von Geburt aus Eins sein sollen, so geht in dem Diesseits der ganze Inhalt der inneren und äußeren Erfahrung auf und jede moralische Verpflichtung für den Menschen, die das diesseitige Leben überschreitet, wird von dieser Schule als widervernünftig verpönt und verworfen. Den Einfluß dieses Philosophismus auf das Leben wollen wir unten erörtern.

2. Positive Bestimmung der Philosophie.

§ 80.

Da sonach die Philosophie weder mit dem Vielwissen noch mit der Sophistik noch mit dem Philosophismus verwechselt werden darf, so entsteht die weitere Frage, was sie für das vernünftige Bewußtsein oder das spekulative Erkennen dann wirklich sei und sein müsse? Wie das Bewußtsein bei seiner Entwicklung in jedem Individuum gewisse Stadien oder Stufen durchläuft und von den empirischen Vorstellungen zur Reflexion und von dieser bis zur Vernünftigkeit des philosophischen Erkennens sich ausbildet, so ist dies auch bei der Gattung d. h. im Bewußtsein der Menschheit überhaupt der Fall, wie wir dies in der Geschichte der Philosophie wahrgenommen haben. Von den ersten Anfängen religiös-mythischer Anschauungen ringt das menschliche Bewußtsein immer mehr dem reflektierenden Denken und von diesem der eigentlichen Wissenschaft oder der Idee der Philosophie entgegen; die verschiedenen Systeme sind subjektiv nur einzelne in sich zusammenhängende Versuche und Stufen in der Entwicklung des philosophischen Bewußtseins und objektiv nur Momente der Idee der Philosophie, die sich in diesen Systemen zu verwirklichen strebt, von denen das Eine das Andere ergänzt, durch seinen Gegensatz und seine Einseitigkeit wieder neuen Gestaltungen ruft, so daß sich die Eine Idee auf die manigfaltigste Weise darstellt und ausprägt, ohne jedoch jemals in diesen ihren zeitlichen Erscheinungsformen ganz und vollkommen sich verwirklichen zu können, so wenig der menschliche Geist als Persönlichkeit oder Gattung aufgefaßt jemals zur absolut vollkommenen Erkenntniß oder Wissenschaft der Idee der Philosophie gelangen kann. Wie stellt sich daher dem spekulativen Bewußtsein die Philosophie nach ihrer Idee und nach ihrer Wirklichkeit dar?

§ 81.

Die Idee der Philosophie bezeichnet deren absolute Vollendung nach Inhalt und Form. Denkt man sich ein erkennendes Subjekt, das sich zugleich Objekt und beides im absoluten Sinne

und seinem Wesen nach zugleich die absolute Uebereinstimmung beider ist, so hat man sich in der Vernunftanschauung ein Bild von einem Wissen gestaltet, das mit der Idee einer absoluten Intelligenz oder göttlichen Vernunft koinzidirt. Indem nun diese göttliche oder absolute Vernunft sich erkennt, erkennt sie alles und erkennt sich und Alles nicht nur nach der wandelbaren Erscheinung, sondern nach dem unveränderlichen Wesen, nicht nur nach den Wirkungen, sondern nach den Ursachen, nicht nur nach dem zeitlichen Werden, sondern nach dem ewigen Ausgang und Endzweck. Die Idee, welche der Philosophie zu Grunde liegt und als Ziel vorschwebt, ist sonach das absolute Wissen Gottes selber, worin er sich in allen Dingen und die Dinge in sich in vollendeter Weise erkennt. Damit ist das unaussprechliche Wesen, die unerschöpfliche Fülle und die nie erreichbare Unendlichkeit der Philosophie als Idee angedeutet und zugleich ihr richtiges Verhältniß zur Philosophie in der Wirklichkeit ausgesprochen. Denn die Philosophie in ihrer Idee verhält sich demgemäß zur wirklichen Philosophie wie das Urbild zum Abbild, wie das Unendliche zum Endlichen, wie das Ganze zu seinen unvollständigen Bruchtheilen. Während die Philosophie ihrer Idee nach identisch ist mit dem Urwissen der absoluten Vernunft, bleibt die Philosophie in der Wirklichkeit auf das Streben hingewiesen, Gott, die Welt und das Ich so zu erkennen, wie sie im absoluten Wissen Gottes erkannt sind, ihre Aufgabe bleibt auf die fortgesetzte Forschung beschränkt, alles Erkennbare nach seinen letzten Gründen, somit in ihrer höchsten Wahrheit oder nach ihrer Idee zu erkennen. Denn wie Gott selber die selbstbewußte absolute Einheit der Ideen des Wahren, Guten und Schönen genannt werden mag, und die ganze Schöpfung die real gewordene vollkommene Harmonie der Idee Gottes nach Außen, so sind die Ideen der Wahrheit, Güte und Schönheit als Urbilder des göttlichen Wesens der menschlichen Vernunft anerschaffen und machen ihren aprioristischen Inhalt aus, den sie in der Philosophie aus sich entwickelt. Die Resultate dieses Strebens und Forschens oder das Nachdenken des absoluten Denkens der göttlichen Vernunft sind in den Philosophemen oder philosophischen Systemen niedergelegt. Wie wir uns daher früher gegen die Verächter und

Feinde der Philosophie ausgesprochen haben, die bei ihrem Tadel die Schranken der Wahrheit nicht beachten, so müssen wir uns hier gegen die maßlosen Ueberschätzungen verwahren, welche der Philosophie von überspannten Freunden und Verehrern zu Theil geworden. Beide haben die Idee der Philosophie mit ihrem Begriffe, das Ideal mit der Wirklichkeit verwechselt, das Urbildliche nicht genugsam von dem blos Abbildlichen geschieden und sodann von Letzterem behauptet, was nur vom Ersteren ausgesagt werden kann, oder der Philosophie in der Erscheinung beigemessen, was nur von ihrer Idee gelten kann und umgekehrt.

§ 82.

Wird nun die Philosophie von Hegel als die Wissenschaft der Vernunft bestimmt, insofern sie ihrer Selbst als alles Seins bewußt wird, so hat dieser Denker schon in der Bedingung, die er im Nachsatze an die Wissenschaft der Vernunft knüpft, die Unendlichkeit ihrer Aufgabe und das Unzureichende unserer Vernunft zur Lösung dieser Aufgabe zugestanden. Denn die Bestimmung — die Wissenschaft der Vernunft, welche wirklich ihrer Selbst als alles Seins bewußt ist, drückt die Idee der Philosophie aus und ist identisch mit dem absoluten Wissen der unbeschränkten göttlichen Vernunft, für die Wissenschaft des endlichen Geistes kann aber diese Bestimmung keineswegs gelten. Dieser bleibt nur das Streben, jenes absolute Wissen in sich nachzubilden und die Kongruenz seines Wissens mit dem absoluten Wissen aufzufinden, mit anderen Worten, das Streben, die Gedanken der ewigen Vernunft als die Prinzipien alles Seyns und alles Denkens in sich nachzubilden und zu rekonstruiren. Ungeachtet dessen, daß die Vernunft auf dieses Streben angewiesen ist, bleibt der wirklichen Philosophie dennoch der Charakter der Wissenschaft gewahrt, denn indem sie die ideelle Rekonstruktion des Alls, wie es in der göttlichen Vernunft ruht, zu erreichen strebt, geht sie von einer höchsten Idee, nämlich von jener des an sich selbst unbedingten Wissens aus, welches schlechthin nur Eines und in dem auch alles Wissen Anderer und über Anderes nur Eines ist, von der Idee desjenigen Urwissens, welches nur der göttlichen Intelligenz zukömmt und sich zugleich im ganzen Organismus der menschlichen

Wissenschaften offenbart. In dem absoluten Wissen aber ist das Ideale (der Gedanke) zugleich auch das Reale (das Sein) und umgekehrt; die Gedanken desselben sind auch die wahre Realität und Substanz der Dinge selber, woraus folgt, daß wenn wir irgend ein Ding so erkennen, wie es die göttliche Vernunft erkennt, wir zugleich das Wesen dieses Dinges erkannt haben. Alles wahre Wissen der menschlichen Vernunft muß also in und aus dem absoluten Wissen begründet, von der Einheit aus in genetischer Entwickelung zur Totalität sich fortbilden, und in dieser Totalität ein Abbild des absoluten Wissens sein, wie die menschliche Vernunft ein Ebenbild und Abbild der göttlichen ist. Die ideale Aufgabe der Philosophie bestünde sonach darin, die Eine absolute Erkenntniß in einer logisch-systematischen Gedankenentwickelung bis zur Totalität aller in ihr liegenden Erkenntnisse auszubilden und bis zur vollkommenen Erkenntniß des Einen in Allem zu verfolgen. Dadurch würde die Philosophie eine durch Vernunfterkenntniß vermittelte Darstellung und Wissenschaft des Urwissens selbst, aber sie wäre es nur im Abbilde, nur im Reflexe, nur in der Beschränkung, die aller Kreatur innewohnt. Vermöchte die menschliche Intelligenz in Einem Akte des Wissens das absolute Ganze als ein in allen seinen Theilen vollendetes System zu begreifen, so hörte sie damit auf endlich zu sein, sie wäre unendlich, d. h. sie begriffe wirklich sich als das Eine in Allem und als das Alles in einem, wie die absolute Vernunft. Deswegen hat schon Pythagoras durch den Namen Philosophie, den er eingeführt, der menschlichen Vernunft kein absolutes Wissen zuerkannt, sondern alles Wissen als ein Streben nach Gemeinschaft und Uebereinstimmung (Kongruenz) mit dem göttlichen Wissen als eine Theilnahme an demjenigen Urwissen bezeichnet, dessen Bild das sichtbare Universum, dessen Ebenbild unser Geist, dessen Geburtstätte das Haupt der göttlichen Macht und Weisheit ist. — Denn obgleich das absolute Wissen nur der göttlichen Vernunft zukömmt, so ist es dennoch wie im Sein der Dinge als deren Wesen und Begriff, so auch in unserer Vernunft als Idee derselben eingebildet, somit wahrnehmbar und erkennbar für dieselbe. Wie aber das Auge nur den Reflex oder das Bild und nicht die ganze Sonne in ihrer Totalität aufzunehmen vermag,

so kann unser Wissen nie das absolute Wissen in seiner Totalität erfassen, und bei allen Bestrebungen unserer Vernunft sich zum reflektirten Abbild der göttlichen Vernunft im Wissen auszubilden, wird sie trotz aller Steigerung ihrer Entwickelung dieser so wenig jemals gleichkommen, als wenig das Bestreben der geistigen Kreatur, Gott ähnlich zu werden, sie jemals dahin führen kann — Gott gleich zu sein. Da nun die Philosophie alles Wissen oder Erkennen der Ideen aus dem absoluten Wissen ableitet und begründet, und alles Wissen nur Eines ist, das sich in allen Theilen des Organismus der Wissenschaften in seiner Identität darstellt, so werden alle andern Wissenschaften als eben so viele lebendige Glieder erscheinen, die durch die Philosophie zu einem Ganzen verbunden und von ihr belebt und getragen werden.

Zweiter Abschnitt.

Die äußere Beziehung der Philosophie.

§ 83.

Die Beziehung der Philosophie ist nicht nur eine innere, sondern auch eine äußere, d. h. sie geht nicht nur immanent auf das Bewußtsein der Ideen, sondern auch emanent auf die reale Darstellung der Ideen in der Wissenschaft, in der Kunst und in dem Leben der Menschen.

Erstes Hauptstück.

Die Beziehung der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften.

Allgemeine Beziehung.

§ 84.

Der menschliche Geist hat sein gesammtes Erkennen und Wissen in den verschiedenen Wissenschaften ausgebildet, welche wie die Theile eines organischen Ganzen unter sich durch ein Princip zu einem Organismus verbunden werden, der im stäten Wachs-

thum begriffen die Darstellung der Ideen oder des absoluten Wissens, wie solches ausschließlich der göttlichen Vernunft zukömmt, allseitig und in allem im menschlichen Erkennen zu verwirklichen strebt, ohne jemals dieses Ziel vollkommen erreichen zu können. Da nun die Philosophie vorzugsweise die Darstellung der Ideen oder des Wissens der absoluten Vernunft im Allgemeinen ist, welches alle anderen Wissenschaften in ihren besonderen Kreisen zu erforschen und zu erkennen suchen, so bildet die Philosophie selbst nicht nur den Mittelpunkt dieses Gesammtorganismus aller Wissenschaften oder die höhere Einheit, worin die Ideen der besonderen Wissenschaften liegen, sondern sie verleiht auch diesen zufolge ihrer Centralstellung den allgemeinen und besondern Zusammenhang der Erkenntnisse und bringt ihnen ihre höhere Aufgabe zum Bewußtsein. Die allgemeine Beziehung der Philosophie zu den übrigen Wissenschaften geht daher aus ihrer Centralstellung hervor, vermöge welcher sie jeder andern Wissenschaft die Grundidee, die systematische Form und die wahre Aufgabe zum Bewußtsein bringt.

Eintheilung der Wissenschaften.

§ 84.

Die besondere Beziehung der Philosophie zu den einzelnen Wissenschaften wird aus der Vergleichung beider abgeleitet werden müssen. Um aber diese Vergleichung vorzunehmen, müssen die Wissenschaften selbst nach einem richtigen Grunde vorerst eingetheilt werden. Dieser Eintheilungsgrund aller Wissenschaften ist das absolute Wissen der göttlichen Vernunft selbst, welche in ihrer Selbstanschauung drei Momente in sich schließt, nämlich: ein Ideales — die göttliche Intelligenz — das Erkennende in Gott, ein Reales — die göttliche Wesenheit — das Erkannte in Gott, und endlich die absolute Identität beider — die absolute Form der göttlichen Selbsterkenntniß. Diese drei Momente hat nun die göttliche Vernunft auch in ihrer Weltoffenbarung abbildlich ausgedrückt und dargestellt. Denn im Universum nehmen wir wahr:

1. Ein Vorherrschen des subjektiven über das objektive, oder des Idealen über das Reale — im Prinzipe des Geistes.

2. Ein Vorwalten des objektiven über das subjektive oder des Realen über das Ideale — im Prinzipe der Natur.
3. Eine Vermittlung oder Ineinsbildung beider im Prinzipe des Menschenwesens.

Das absolute Wissen der göttlichen Vernunft hat daher in der Weltoffenbarung ihr inneres Schema ausgesprochen und wenn alle Wissenschaften dahin ringen — jede in ihrem besonderen Kreise — an dem absoluten Wissen Theil zu nehmen, so müssen die Wissenschaften selbst nach jenem Urschema sich gebildet und entwickelt haben und darum nach ihm auch eingetheilt werden.

§ 85.

Zerfielen nach jenem Urschema die besonderen Wissenschaften theils in solche, welche vorzugsweise das Reale, theils in solche, welche mehr das Ideale, und endlich in solche, welche die Ineinsbildung des Idealen und Realen zum Objekte haben und könnte man sie daher in ideale, reale und realideale unterscheiden, so hat das Herkommen gleichsam instinktmäßig die Wissenschaften in Vernunft-, Erfahrungs- und Berufswissenschaften ausgeschieden, von denen die ersten sich vorzugsweise auf die Nothwendigkeit des subjektiven Denkens und den Inhalt der Vernunft stützen, die zweiten dagegen auf die Wahrnehmung der objektiven Sinne und den Inhalt der äußern Welt sich fußen, die dritten endlich beide Momente in sich vereinigen. Der Unterschied, der zwischen den Erfahrungs- und Vernunftwissenschaften waltet, darf uns nicht zur irrthümlichen Ansicht verleiten, als ob ein Gegensatz zwischen der Vernunft und der Erfahrung stattfinde, vielmehr, wie alle wahre Vernunfterkenntniß sich in der Erfahrung bewährt und nicht bloß leerer Gedanke oder Phantasiegebild, sondern reale Erkenntniß, Erkenntniß des Wirklichen ist, so wird die Erfahrungserkenntniß dadurch zur höheren Erkenntniß, daß sie sich mit der Vernunft zu verbinden und ihre gegenseitige Ergänzung und Uebereinstimmung zu erkennen strebt. Zwischen den Vernunftwissenschaften und den Erfahrungswissenschaften kommen aber die Berufs- oder Fachwissenschaften zu stehen, welche aus der Vereinigung der Vernunfterkenntniß und der Erfahrungserkenntniß entspringen. Das Vorherrschen des subjektiven Momentes im

Wissen bildet den Grundcharakter der reinen Vernunftwissenschaft, zu welcher die Philosophie und die Mathematik gehören; das Ueberwiegen des objektiven Momentes im Wissen bezeichnet den Grundzug der Erfahrungswissenschaft, welche die Naturwissenschaft, die Philologie und die Geschichte in sich begreift, und die harmonische Einigung beider Momente im Wissen ist den höheren Beruf- und Fachwissenschaften eigen, denen die Medicin, die Rechtslehre und die Theologie angehören. Wird die Vernunftwissenschaft allen übrigen gegenübergestellt, so wird sie die rationelle genannt im Gegensatze zu den übrigen, welche positive heißen, weil sie von einem objektiv gegebenen ausgehen und solches durch die Vernunft zu begründen suchen, während die Vernunftwissenschaft ihren Inhalt aus der Vernunft selber schöpft und daraus zugleich alles Wirkliche und Gegebene zu erkennen strebt.

A. Verhältniß der Philosophie zur Mathematik.

§ 86.

Die Vernunft-Wissenschaft scheidet sich in Philosophie und Mathematik aus, gleichwie der eine erkennende Geist oder dessen Intelligenz sich nach Inhalt, Form und Richtung in den beiden Vermögen der Vernunft und des Verstandes entfaltet. Wenn die Philosophie die Ideen der Vernunft in den Formen des Verstandes von Innen heraus zu konstruieren versteht, so weiß die Mathematik die Gesetze des Verstandes in und an den allgemeinen Formen der sinnlichen Anschauung zu demonstrieren; hat die Philosophie es mit dem reinen Wissen zu thun, und ist sie die Wissenschaft der Ideen oder der Urbilder der Dinge, wie solche in der göttlichen Vernunft gegründet und unserem Bewußtsein eingeboren sind, so ist die Mathematik die Darstellung dieses Wissens unter den Bestimmungen des Endlichen, nämlich in den Formen der Zeit und des Raumes. Ist in der Philosophie die Vernunft mit ihren Ideen in reinen Verstandesbegriffen objektiv geworden, so bildet die Mathematik den objektiven Ausdruck des Verstandes mit seinen Kategorien in den abstrakten Typen der Zahlen und der Linien, weswegen schon

Bardili das Denken ein innerliches Rechnen, und das Rechnen ein äußerliches Denken nannte. Auch in der Natur ist die Intelligenz real geworden; darum können alle Naturgesetze auf mathematische Formen — Verstandes- und Vernunftgesetze zurückgeführt werden. — Wie in ihren psychischen Organen und formellen Darstellungsweisen, so sind Philosophie und Mathematik auch in der Art und Weise von einander unterschieden, wie sie die Dinge erkennen. Beide gehen zwar von dem Einen erkennenden Geiste aus und streben nach der Einen Erkenntniß der Dinge, allein während die Philosophie aus dem Unendlichen das Endliche, aus dem Wesen die Erscheinung im Dasein abzuleiten sucht, wendet sich die Mathematik geradezu zu dem Endlichen, zum Begriff der Größe, ihrer Theile, Seiten, Wechselverhältnisse und Kombinationen in den Elementen stätiger Zahlen oder Linien, um daraus die allgemeinen Formen und Begränzungen alles endlichen Seins nachzuweisen. In der Philosophie will der denkende Geist das endliche Dasein von dem Grunde aus fassen durch eine Erkenntniß der ursprünglichen Bedingungen desselben, in der Mathematik dagegen will er es von Außen her umfassen durch eine Erkenntniß der allgemeinen Formen, unter denen es den Sinnen sich offenbart. Den tiefern Grund der Zeitlichkeit und Räumlichkeit der Dinge und Das, was sich in ihnen darstellt und erscheinet, die Materie, die Kraft, das Leben, den Organismus, die Kräfte der Natur und des Geistes und was diese ihrem Wesen nach sind, Dies und Anderes zu untersuchen, überläßt die Mathematik der Philosophie. Sie will das äußere Sein der Dinge in seiner allgemeinen Form erfassen und nimmt von der Philosophie ihre Prinzipien, insbesondere von der Logik ihre systematische Darstellung, indem sie selbst formale Wissenschaft die formale Philosophie oder die Logik so ganz für sich in Anspruch nimmt, daß sie als eine konkrete Logik angesehen werden kann, weil in ihr die allgemeinen Formen des Denkens mit den allgemeinen Formen der Anschauung auf das Innigste verwachsen sind. Die eigentliche Philosophie und ihr integrirender Theil — die Logik einerseits und die Mathematik anderseits müssen sich daher wie Vernunft, Verstand und Sinnesanschauung in der Erkenntniß der Dinge wechselseitig durchdringen und ergänzen.

§ 87.

Der hohe Werth der Mathematik darf aber keineswegs mißkannt werden, obgleich dem Gesagten gemäß die reine Philosophie den Vorzug vor derselben verdient. Denn die Mathematik bietet in ihren elementarischen Operationen des Zählens, Rechnens und Messens nicht nur die einfachsten Uebungen des Denkens und in ihrer weiteren Ausbildung ein grenzenloses Feld der zusammengesetzten und schwierigsten dar, sondern bringt auch wegen der auf reiner Sinnesanschauung beruhenden Deutlichkeit und Stätigkeit (Präcision) ihrer Begriffe und Definitionen, der Richtigkeit ihrer Eintheilungen und der strengen Verkettung und Folgerichtigkeit ihres Beweisverfahrens mehr als jede andere Disciplin die Schematik und Systematik aller Wissenschaft zur Anschauung. Sie hat vor allen Erfahrungswissenschaften den Vorzug, daß sie, um mit Plato zu reden (Rep. lib. VII), den Blick auf das Uebersinnliche, Unveränderliche und Wesentliche in den Dingen richtet, daher die Seele zur Wahrheit hinzieht und den philosophischen Geist bildet. Plato selber ließ über seinen Hörsal die Worte setzen: *οὐδεὶς ἀγεομετρητος εἰσίτω.*

B. Beziehung der Philosophie zu den Erfahrungswissenschaften.

§ 88.

Die Erfahrungswissenschaften stehen den Vernunftwissenschaften — insbesonders der Philosophie, wohl gegenüber, aber nicht entgegen, denn sie haben ihre höhere Einheit in dem absoluten Wissen der göttlichen Vernunft selbst, dessen Reflexe sich in den Prinzipien der Dinge der Natur, wie in den Ideen des Geistes, in der Reihe der Erscheinungen wie in jener der Wesen, im objektiven wie im subjektiven offenbaren. Während aber die Vernunftwissenschaften diese Reflexe, d. h. die Ideen der absoluten Vernunft im reinen Elemente der Vernunfterkenntnisse und Verstandesbegriffe darstellen, schöpfen die Erfahrungswissenschaften selbe aus der Welt der Erscheinungen, wie sie objektiv gegeben und subjektiv durch die Sinneserfahrung für die Erkenntniß vermittelt sind. Die Sinneserfahrung umfaßt Alles, was erscheint

und was geschieht; was aber erscheint und geschieht, ist nur Entfaltung und Offenbarung des Wesens oder des Grundes und der Idee. Wie nun das Wesen in der Erscheinung sich offenbart, so kann nur die Erkenntniß des Wesens auch zu einer gründlichen Erkenntniß der Erscheinung führen, oder die sinnliche Erfahrung nur durch die Vernunfterkenntniß recht verstanden werden, weswegen denn auch nur die Philosophie den Erfahrungswissenschaften ihre tiefere Begründung, ihre höhere Bedeutung und ihre wissenschaftliche Form verleihen kann.

a. Beziehung der Philosophie zu den Naturwissenschaften.

§ 89.

Die Naturwissenschaften sollen ein geschlossenes Ganzes bilden, wie die Natur selber ein solches ist. Unterscheidet man in ihr die Grundkräfte und deren Bewegung, die Grundstoffe und deren Verbindung und die Körperformen und deren Einrichtung, so ergeben sich aus der Erkenntniß dieser Kreise die Dynamik oder Physik, die Chemie und die Körperlehre, welch' Letztere wieder in die Astronomie (Lehre von den Weltkörpern), in die Geologie (Lehre von dem Erdplaneten) und in die planetare Morphologie, nämlich in Mineralogie, Botanik und Physiologie zerfällt. Alle diese Haupttheile der Naturwissenschaft können nun entweder auf der Instanz der bloßen Vorstellung oder Empirie vollzogen werden, wie Dies in der Naturbeschreibung, Naturgeschichte und Naturkunde der Fall ist, oder auf der Instanz der Reflexion, worauf der prüfende Verstand mittelst der Experimente und Beobachtungen von den Erscheinungen auf die Gesetze, von den Wirkungen auf die Ursachen zurück schließt, wie bei der Physik, Chemie und Astronomie u. s. f. ohne jedoch bei den Erscheinungen von den Gesetzen aus auf das tiefer liegende Wesen oder bei den Wirkungen auf den einheitlichen Grund vorzudringen. Auf der Instanz der Vernunfterkenntniß wird die Natur in Verbindung mit ihrer Idee, d. h. als der objektive Ausdruck derselben aufgefaßt und daraus ihre Kräfte, Gesetze und Lebensformen erklärt. Die Erkenntniß der Natur kann daher nur durch die Philosophie sich zur Naturwissenschaft erheben, weil nur erstere ihr das Wesen der

Natur, den inneren Zusammenhang ihrer Reiche und Gebilde und den Zweckbegriff oder die Weltstellung der Natur im Universum enthüllt.

§ 90.

Die Philosophie eröffnet der Naturlehre die Einsicht in das Wesen, in die höhere Einheit und Idee der Natur. Der bloß empirische Naturforscher meint Körper wahrzunehmen als ausgedehnt nach Länge, Breite, Dicke, gesehen und gefühlt hat er aber nur ihre Oberfläche; und wie er auch den Körper zerleget, immer erscheint wieder eine neue Oberfläche und nie kann er zum Innern gelangen, das Wesen entzieht sich seinen Sinnen — woher weiß er denn von einem solchen? Aber auch nicht einmal Flächen oder Linien hat er in sich wahrgenommen, denn die Summe des Gefärbten, das er sah, und die Summe des Widerstandes, den er empfand, ist als bloße Summe überall nichts ausgedehntes, nichts gestaltetes. Und doch fällt dem bloßen Empiriker nicht ein, das Verhältniß zwischen dem Gedanken und Sein aufzusuchen oder nach dem letzten Wesen und Prinzip zu forschen, das so nahe stehend dem immateriellen — allen körperlichen Erscheinungen und Gestaltungen nothwendig zu Grunde liegen muß und eine so enge Beziehung zum Reiche der Gedanken und Ideen beurkundet. Allen besonderen Erscheinungen, welche durch die Sinneserfahrung allein wahrgenommen werden, geht nothwendig dasjenige Eine voraus, von dem sie Erscheinungen und Formen sind — das Prinzip der Materie oder der Körpersubstanz. Will der Empiriker diese in den veränderlichen Formen auf einen Urstoff zurückführen, so kann er von seinem Standpunkte aus nur bis zu einer unbestimmteren Vielheit von Atomen oder Urtheilchen aller Körperlichkeit gelangen, die Erkenntniß der wahren ersten Einheit, aus welcher die Dinge mit besonderen Bestimmungen ins Dasein getreten sind, fehlt ihm gänzlich, und doch können nur aus dieser das Wesen der Materie, die Raumerfüllung, die Gesetze des Weltbaues, die Kräfte und Lebensformen der Erde abgeleitet und erklärt werden. In den Stoffen wirkt die Kraft, in den Pflanzengestalten das Leben, in den thierischen Organismen die Seele. Bei tieferer Forschung verschwindet das Stoffliche und nur die Naturkraft

bleibt zurück; höher als diese ist schon die **Lebenskraft** gesteigert, die obwohl in der Materie sich äußernd und in ihren Aeußerungen an die Materie gebunden, dennoch in ihrem Wesen nicht materiell ist, weil sie nicht aus der Wirkung der Organe noch überhaupt der organischen Materie hervorgeht, sondern vielmehr beides erzeugt. An der Hand der Philosophie gelangt die Naturforschung zur Einsicht, daß die Materie nicht der Grund, sondern die Folge des Lebens sei, daß das Leben auf einer **Idee** beruhe, und diese durch eine bestimmte Form des Daseins verwirkliche, indem es der fremden Materie seinen eigenen Stempel aufprägt und aus der materiellen Substanz nach eigenem Typus einen Kreis von Organen bildet, welcher der räumliche Ausdruck der Idee ist. Daher beruht das Leben auf geistigem Grunde.

§ 91.

Die Philosophie verleiht die Einsicht in den **Zusammenhang** und die **Bedeutung** der einzelnen Reiche der Natur und somit auch der Naturwissenschaften. Die Natur und Körperlichkeit über welche der Empiriker sich nicht erhebt, ist nur das objektive Abbild der Idee, ein zum Realen umgewandtes Ideales, in den materiellen Dingen symbolisiren sich immaterielle Ideen und Begriffe, wovon die Lebensformen die sichtbaren Typen sind. Indem die Philosophie die Konstruktion der Natur aus ihrer Idee anstrebt, faßt sie diese nicht nur als eine Totalität auf, sondern weiset auch diese Idee in allen ihren besonderen Modifikationen dar, hebt also den inneren Zusammenhang aller Kräfte und Formen der Natur hervor, und da sie das Besondere immer im Geiste der Idee auffaßt, worin es gründet, giebt sie den besonderen Dingen ihre tiefere Bedeutung und ihren eigentlichen Begriff, welcher der bloß empirischen Auffassung der Natur immer vorbehalten bleibt.

§ 92.

Was in der Natur dem Empiriker in die Augen fällt, ist ein buntes Spiel der Kräfte, ein stäter Wechsel der Gestalten, das Bild der Vergänglichkeit, des Verschwindens, des Todes. Der Frage — wozu dieses Spiel, dieser Wechsel, diese Veränderung diene

— wird er nie bewußt. Ist aber die Natur in Wahrheit eine äußere Symbolik innerer Ideen, hat eine ewige Vernunft ihre Gedanken in den Dingen ausgebildet, so wird überall in derselben auch ein höherer Endzweck oder Zweckbegriff obwalten, der zu erforschen ist. Schon die Heilkraft der Natur, wodurch sie im Weltorganismus wie im Einzelnen die gestörte Ordnung zu reintegriren weiß, offenbart uns eine Selbstbestimmung des Lebens und wie dieses schon hierin dem Geiste ähnlich ist, so auch in der Verfolgung seiner ihm vorgesteckten Zwecke. Denn wie der Geist sich Zwecke setzt und durch Gedankenbildung die Mittel zu ihrer Erreichung erwirbt, so äußert das Leben in der organischen Natur Thätigkeiten, welche auf bestimmte Zwecke hinwirken, und schafft Organe, deren Mischung, Form, Lage und Größe genau so ist, wie es zur Vollziehung jener Thätigkeiten erfordert wird. Auf gleiche Weise sind die verschiedenen Lebensthätigkeiten des Organismus so geordnet und auf solche Weise untereinander verbunden, daß dadurch die Selbsterhaltung desselben möglich wird. Dieser Zweckbegriff ist aber nicht nur im Einzelnen, sondern im Ganzen der Natur wahrzunehmen, und von ihm aus vermag die Philosophie das sichtbare All als einen Weltorganismus aufzufassen und darzustellen.

b. Beziehung der Philosophie zur Sprachwissenschaft.

§ 93.

Den Erfahrungswissenschaften ist auch die Sprachwissenschaft — Philologie — anzureihen. Die Sprache vermittelt das natürliche Leben mit dem geistigen, die Natur mit der Geschichte. Die Philosophie in Verbindung mit der Philologie führt zum Verständniß des Geistes, der Architektonik und der Kunstwerke der Sprachen, nur sie kann daher die bloße Sprachenkunde zur Sprachwissenschaft erheben.

§ 94.

Die bloße Linguistik wird sich nur mit dem mechanischen Uebersetzen von Worten, Sätzen und Perioden und den Gesetzen der Wortabwandlungen und Sätzeverbindungen beschäftigen. Die Philo-

sophie verleiht dem Sprachstudium eine tiefere Begründung und höhere Richtung; sie sucht den Geist und Ursprung der Sprache überhaupt zu erforschen, die eines der interessantesten Phänomene unseres Geisteslebens ist. Denn mit Recht ist das Wunder der Sprache unmittelbar als das nächste nach dem des Daseins oder wie Herder sich ausdrückt, als das Größte der Erdenschöpfung außer der Genesis lebendiger Wesen angesehen worden. Wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unserer Sinne nicht nur in Töne gefaßt, sondern auch diese Töne mit inwohnender Kraft so mitgetheilt werden können, daß sie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen, dies ist das Räthsel, das von dem gewöhnlichen Linguisten nicht beachtet, vom wissenschaftlichen Philologen aber gestellt wird. Ein Hauch unseres Mundes oder ein Zug unserer Hand auf der Tafel wird zum Gemälde der Welt, zum Typus unserer Gedanken und Gefühle, um sie selber zu fassen und auch in Anderen zu erregen. Die Sprache ist das soziale Band der Menschen, ihre Geschichte mit allen Schätzen ihrer Ueberlieferung und Kultur ist nichts als die Wirkung dieses praktisch aufgelösten Räthsels. Der Mensch hat weder Ideen noch Begriffe, zu denen er nicht Worte hat und die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele sie in einem Worte fixiert hat. — Wie ist es zu erklären, daß wir mit einigen Lauten und deren mannigfaltigen Verbindungen Alles darzustellen vermögen, was in uns, außer uns und über uns ist, sich bewegt und lebt? Wodurch erhält die bewegte Luft oder der starre Buchstabe die Kraft, hinabzusteigen in die Tiefe des Geistes und dort sanfte Bewegungen des Gemüthes oder wilde Stürme der Leidenschaften, Erhebungen zum Göttlichen oder Vertiefung zum Thierischen hervorzurufen? Nur die Philosophie wird sich dieser Fragen bewußt und spürt der Verbindung nach, durch welche die Sprache mit der Vernunft des Geistes wesentlich zusammenhängt. Wohl haben auch die Thiere, die durch Lungen athmen, eine Stimme, aber ohne daß sie Gedanken und Begriffe damit ausdrücken können, nur der Mensch besitzt das Sprachvermögen, d. h. die Fähigkeit, in artikulirten Tönen und deren gesetzmäßiger Gliederung Gedanken und Gefühle auszudrücken. Das Sprachvermögen ist daher mit der Intelligenz des Geistes, d. h. mit dem Vermögen des Verstandes und der

Vernunft auf das innigste verbunden und nur weil der Mensch diese Intelligenz besitzt, ist er im Stande, ein geordnetes System von artikulirten Tönen als Gegenbild seines inneren Gedankensystemes in der Sprache aufzustellen. Somit kann die Natur oder der Geist der Sprache nur aus der Intelligenz begriffen werden, beide sind Correlate, die sich gegenseitig bedingen und setzen, wie schon Plato (im Theätet) das Denken ein innerliches Sprechen der Seele mit sich selbst, die Worte aber äußerlich erkennbare Abbilder der Gedanken nannte. Gleicherweise ist im Leben eines Volkes die Geschichte seiner Kultur mit jener seiner Sprache Hand in Hand gegangen und die Blüthe oder der Zerfall seiner Geistesbildung hat sich unverkennbar jederzeit auch in den Schicksalen seiner Sprache ausgeprägt, wie anderseits die Nationalität und Physiognomie eines Volkes am unzweideutigsten sich in der Sprache zu erkennen giebt, in deren Formen nicht nur seine Erkenntnißfähigkeit, Einsicht und Wissenschaft, sondern auch sein Gemüth und seine Thatkraft ausgedrückt erscheinen, und in der größeren oder geringeren Reichhaltigkeit und Produktivität der Wörter, theils im mehr oder weniger vollendeten Bau ihrer Zusammenfügung und in der weicheren oder härteren Artikulation, selbst in einzelnen Redensarten und Ausdrucksweisen bis zum Individuum herab auf das Eigenthümlichste sich offenbaren, so daß es ganz der Wahrheit gemäß ist, wenn ein griechisches Sprichwort sagt, daß die Eigenthümlichkeit der Sitte sich in der Sprache charakterisire oder wenn Leibnitz die Sprache den Spiegel des Geistes nannte.

§ 95.

Jede Sprache hat eine Architektonik oder eine Grammatik, die nur der stereotype Ausdruck der Gesetze und Formen unseres Denkens sind. Daher kann die Grammatik ohne Logik nicht wissenschaftlich verstanden werden, jede gediegene Sprachlehre muß nothwendig Sprachdenklehre sein, weil das Sprechen nur ein in artikulirten Tönen kund gegebenes Denken ist und alle grammatischen Wortformen den logischen Denkformen pararell gehen. — Die Worte — die Elemente der Sprache sind Begriffe, der Redesatz ist eine einfache Verbindung von Begriffen zu einem

zusammenhängenden Ganzen, und da er Das enthält, was von einem bestimmten Gegenstand gedacht und ausgesprochen wird, zerfallen die wesentlichen Theile der Sprache in Hauptworte und Prädikatworte, wie das Urtheil in Subjekt und Prädikat, welche beugsam sind, um das Maaß der Zahl, der Zeit und die verschiedenen anderen Beziehungen in ihren Endungen auszudrücken. Das Hauptwort mit dem Artikel verbunden, hat entweder ein bestimmtes Geschlecht oder bleibt dann, weil mehr sächlich seiend, geschlechtslos; die Beugungen desselben drücken theils die Einheit oder Mehrheit (numerus), theils als Beugefälle (casus) die Verhältnisse und Beziehungen des Gegenstandes aus. Das Fürwort (Pronomen) vertritt die Stelle des Hauptwortes, hat mit diesem Zahlenausdruck und Beugefälle gemein. Das Prädikat oder Attribut wird durch ein Zeitwort allein oder durch dasselbe in Verbindung mit einem Eigenschaftsworte ausgedrückt. Zum Zeichen der Kopula oder des Bandes der Vorstellungen von Subjekt und Prädikat im Urtheile dient das Hilfszeitwort. Die Bedeutung der übrigen Zeitwörter ist ein Prädikat oder Attribut, das ein Verhältniß von Grund und Folge in sich schließt oder das Zeichen für die Verschmelzung des Prädikats und der Kopula in Eins. Das Zeitwort (verbum) drückt das Zeitverhältniß des Attributes aus. Eigenthümlich sind ihm die Zeitformen der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft, und die Aussageweise (modi), welche die Art bestimmen, wie das Attribut dem Gegenstande beigelegt wird, nämlich als wirklich und thatsächlich, oder als möglich und wünschbar, oder als nothwendig und auffordernd. Zu diesen wesentlichen Theilen der Rede kommen nun noch als ergänzende Wörter die Partikeln, welche unbeugsam sind, d. h. die Adverbien, Präpositionen, Conjunktionen, Interjektionen u. s. f. Schon daraus ist die Abhängigkeit der Grammatik von der Logik und somit das Verhältniß der Philosophie zur Architektonik der Sprache zu ersehen.

§ 96.

Wie sich der Genius eines Volkes in seiner Sprache ausprägt, so hat er sich bei jedem gebildeten Volke in der Literatur durch die bestimmten Sprachkunstwerke der Poesie und Prosa

dargestellt, die der bloße Sprachkenner zwar nach ihrem grammatischen syntaxischen und archäologischen Sinn auszulegen vermag, in den Geist jedoch der klassischen Autoren kann er nur durch die Philosophie dringen, der es gegeben ist, nicht nur den Geist in seiner hüllenlosen Klarheit zu schauen, sondern auch die Hülle aus dem Geiste richtig zu deuten. Es ist Sache des Philologen, d. h. des wissenschaftlichen Sprachkenners, die historische Konstruktion der Werke der Kunst und Wissenschaft aus der lebendigen Anschauung ihrer Geschichte vorzunehmen und daraus sie zu verstehen und zu begreifen. Nur die Philosophie kann den Sinn wecken, aus einer für uns erstorbenen Rede den lebendigen Geist zu erkennen, und es findet darin, wie Schelling *) bemerkt, kein anderes Verhältniß statt, als welches auch der Naturforscher zur Natur hat. Die Natur ist für uns ein uralter Autor, der in Hieroglyphen geschrieben hat, dessen Blätter kolossal sind, wie der Künstler bei Göthe sagt. Eben Derjenige, der die Natur bloß auf dem empirischen Wege erforschen will, bedarf gleichsam am meisten Sprach-Kenntniß von ihr, um die für ihn ausgestorbene Rede zu verstehen. Im höheren Sinne der Philologie ist dasselbe wahr, die Erde ist ein Buch, das aus Bruchstücken und Rhapsodien sehr verschiedener Zeiten zusammengesetzt ist. Jede Rede oder jedes Gedicht ist ein Ganzes, in welchem der Geist des Meisters sich eigenthümlich und unter der Besonderung bestimmter Zeitverhältnisse ausgesprochen, das Allgemeine muß im Besonderen nachgewiesen, das Besondere aus dem Allgemeinen gedeutet werden, was nur durch philosophische Bildung möglich ist.

c. Beziehung der Philosophie zu der Geschichtswissenschaft.

§ 97.

Zu den Erfahrungswissenschaften muß die historische Wissenschaft oder die Geschichte gezählt werden, die Natur bezeichnet das Gebiet der Nothwendigkeit, die Geschichte, das der Freiheit und ist die Darstellung der Ereignisse und Thaten der Menschen auf Erden. Beiden, der Natur wie der Geschichte liegt

---

*) Methode des akadem. Studiums S. 77 2te Auflage.

eine und dieselbe Idee zu Grunde und die vollendete Welt der Geschichte wäre demnach, wie Schelling sagt, selber eine ideale Natur, wie diese eine real gewordene Geschichte genannt werden kann. Um nun das Verhältniß der Philosophie zur Geschichte auszumitteln, haben wir die verschiedenen Standpunkte der Geschichtsschreibung anzugeben, den empirischen nämlich, den verständigen oder logischen und den wissenschaftlichen oder philosophischen, von denen es abhängt, ob die Geschichte eine bloß chronistische oder pragmatische oder philosophische wird.

§ 98.

Der chronologische ist der tiefste Standpunkt der Geschichtsschreibung und Geschichtsanschauung; hier ist sie bloße Ausmittelung des historischen Stoffes und somit bloße Aufzählung der einzelnen Ereignisse und Begebenheiten am Faden der Zeitenfolge und unter der nämlichen Gruppierung dieses oder jenes Landes und des betreffenden Volkes, das es bewohnt, wobei die empirische Anschauung und das Lokal- und Personalgedächtniß vorherrschend erscheinen. Höher ist der verständige Standpunkt somit die pragmatische Geschichtschreibung gestellt. Sie faßt die Begebenheiten — den geschichtlichen Stoff nicht, wie jene, als zufällige und zusammenhanglose Erscheinungen auf, sondern nach einem — theils objektiv in dem Stoffe selbst vorhandenen, theils subjektiv vom Geschichtsforscher entworfenen Plan oder System des Verstandes mit bestimmter Absicht, der aus der Anordnung und Behandlung der geschichtlichen Ereignisse immerdar hervorleuchtet. Die pragmatische Behandlung der Geschichte hat also zwei Seiten, die eine, worin sie in den Begebenheiten den Kausalnexus oder den Zusammenhang von bestimmten Ursachen und bestimmten Wirkungen hervorhebt, die andere, worin sie ihren Zweck zu erreichen sucht, didaktisch, d. h. entweder staatswissenschaftlich, politisch, strategisch oder kommerziell zu sein. Die pragmatische Geschichte schließt daher alle Universalität aus, behandelt nur ein beschränktes Theilganzes der Geschichte, und bezweckt auf der Grundlage empirisch begründeter und logisch richtig verbundener Begebenheiten die Belehrung des Verstandes, wobei die Vernunft jedoch unbefriediget bleibt.

Aus dem bisherigen geht hervor, daß selbst für die pragmatische Geschichte die Philosophie maaßgebend ist, indem nur sie dem Geschichtschreiber die nöthige Kritik der geschichtlichen Quellen, die Einsicht in den inneren Zusammenhang der Begebenheiten, die Zusammenfassung der Begriffe und Lehren, die in ihnen enthalten sind und die Auffassung der hervorragenden Charaktere — dieser Tagepunkte besonderer Geschichtpartien — vermittelst der Logik und Psychologie erst ermöglichet. Allein auch die pragmatische Auffassung der Geschichte ist noch eine beschränkte und einseitige. Weiß sie auch in ihrer Darstellung, wie dies bei den klassischen Meistern der Fall war, die Geschichte episch zu behandeln, so bleibt diese ihr immer ein Epos ohne Anfang, Mitte und Ende. Außer diesen Standpunkt hinaus ist die antike Geschichtschreibung, pararell ihrer Weltanschauung nicht gekommen; aller Geschichte Anfang ist ihr das Chaos, dem die Götter und Menschen entsprungen, von denen die Einen wie die Anderen unter dem eisernen Gesetze blinder Nothwendigkeit stehen. Ist dieser Ausgangspunkt einmal festgestellt, so wird die Geschichte in ihrem Verlaufe nur einen stets wiederkehrenden Wechsel eines beständigen Kampfes widerstrebender Kräfte, ein ergreifendes Drama höherer Art darbieten, in welchem bereits immer dasselbe Thema ausgeführt wird, dieselben Rollen nur unter anderen Namen abgespielt werden, um die Natur der menschlichen Tugenden und Leidenschaften und deren Siege und Niederlagen darzustellen. Das Ende für das Ganze, den höheren Zweck dieses Widerstreites weiß diese Geschichtsanschauung nicht herauszubringen, weil sie keine höhere Einheit über der Geschichte anerkennt als die Annahme eines unbegreiflichen Fatums oder höheren Verhängnisses, das über Götter und Menschen gebietend, dem obersten der Götter die Schicksalsloose zuwägt, der sie wieder an die Menschen vertheilt.

§ 99.

Der höchste Standpunkt für die Geschichtschreibung und Geschichtanschauung ist der vernünftige oder philosophische, welcher, ohne den empirischen Stoff der Geschichte zu verändern oder den wirklichen inneren Zusammenhang der Begebenheiten zu vernachläßigen, die Geschichte in ihrer Einheit und Allheit

aufzufassen und aus ihrer Idee Anfang, Mitte und Ende derselben zu deuten versteht. Wie der Naturforscher an der Hand der Philosophie im Buche der Natur den Schöpfer und seine unendliche Weisheit findet, so lehrt die Philosophie den Geschichtforscher in den Urkunden der Geschichte den ewigen Geist kennen, der die ganze Geschichte leitet, und in der Führung des Menschengeschlechtes durch die Worte der Thaten und Ereignisse die Geheimnisse seiner ewigen Weisheit, Güte und Gerechtigkeit offenbart. Im Gebiete der Natur wird die blinde Naturgewalt oder die pantheistische Weltseele in der schöpferischen Allmacht Gottes aufgehoben, im Gebiete der Geschichte das bewußtlose Fatum mit der Idee einer göttlichen Vorsehung beseitiget; der Geist dringt in das innerste System der geschichtlichen Weltalter ein und erkennt es als die moralische Weltordnung, worin Gott die Nothwendigkeit mit der Freiheit so harmonisch zu verbinden weiß, daß selbst die seiner ewigen Ordnung widerstrebende Freiheit der Kreatur oder das Böse zur Erreichung des ewigen Endzweckes beitragen muß, welcher die vollkommene Verwirklichung des Reiches Gottes ist. So wird dann die Geschichte im Bunde mit der Philosophie zu einem der vorzüglichsten Bildungsmittel für den Menschen und man braucht mit sinnendem Geiste auch nur einigermaßen durch die ernsten Hallen vergangener Zeiten gewandert zu sein und dem geheimen Faden der Ereignisse nachgeforscht zu haben, um die Begeisterung des Plinius (ep. IX.) zu theilen: quanta potestas, quanta dignitas, quanta majestas, quantum denique numen sit historiae! —

C. Beziehung der Philosophie zu den Berufswissenschaften.

§ 100.

Zwischen die reinen Vernunftwissenschaften und die Erfahrungswissenschaften kommen die Berufs- oder Fachwissenschaften zu stehen, die die lebendige Mitte beider Erstern bilden, dieselbe sind die Medizin, die Rechtswissenschaft und die Theologie, zu denen die Beziehung der Philosophie noch zu erörtern ist.

a. Beziehung der Philosophie zur Medizin.

§ 101.

Medicina in philosophia non fundata infirma est, sagt Bako, womit Hypokrates, der Altvater der Aerzte übereinstimmt in seinem Spruche: ιατρος φίλοσοφος ισοθεός! Die Medizin kann im allgemeinen als die Wissenschaft vom menschlichen Organismus und dem Leben des Menschen überhaupt bestimmt werden, die mit der Kunst verbunden ist, selben zu erhalten und Störungen an oder in ihm wieder auszugleichen. Das Leben des Menschen bildet aber den mittleren Exponenten zweier Faktoren des leiblichen und des geistigen Organismus, von denen beide das Eine Leben konstituiren und der Gesundheit und Krankheit als Modifikationen desselben unterworfen sind. Will nun die Medizin auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen, so hat sie das Leben des Menschen nach seiner Einheit, seinen Grundgesetzen und Modifikationen in einer wissenschaftlichen Biologie darzustellen, die Konstruktion des leiblichen und seelischen Organismus vorzunehmen und die Mittel und Wege auszumitteln, die einzuhalten sind, um den Störungen in jedem der beiden Gebieten zuvorzukommen, sie abzuhalten oder selbe zu beseitigen und das Leben in seiner Integrität zu erhalten. Wenn nun die Medizin einerseits auf der Lehre vom leiblichen Organismus des Menschen beruht und dieser schon nach der Ansicht der Alten die Natur im Kleinen ist, so muß auch die Wissenschaft von demselben alle Strahlen der Naturwissenschaften wie in einem Brennpunkt sammeln und Physik, Chemie, Naturgeschichte und organische Naturlehre müssen als nothwendige Vorbedingungen für das Studium der Medizin angesehen werden. Was also früherhin vom Verhältniß der Naturwissenschaften ausgesagt worden, findet auch für die Medizin seine vollgültige Anwendung. Die Idee des leiblichen Organismus und seiner Wechselbeziehung zur äußeren Natur und zur Seele, die Hauptbegriffe von der Beleibung, Erregung und Empfindung, die Auffassung aller organischen Theile nach ihrem inneren Zusammenhange im Ganzen können nur durch die Philosophie gewonnen werden. Aber auch die Zustände der menschlichen Seele sind ein

Gegenstand der Medizin, daher die Psychologie als integrierender Theil der Philosophie im nothwendigen Zusammenhange mit der Medizin steht. Der Mensch macht in seinem Wesen und in seiner Erscheinung ein Ganzes aus, worin Physisches und Psychisches in einer lebendigen Einheit verbunden sind; als eine solche muß er auch in dem abnormen Zustand seines Lebens, welcher Krankheit heißt, betrachtet werden. Dieser innigen Verbindung und Wechselwirkung von Leib und Seele wegen muß jeder Heilplan die gesammte Menschennatur umfassen und der wahre Heilkünstler auf gleiche Weise die mechanischen, chemischen und psychischen Reitze als Heilmittel zu gebrauchen verstehen, worauf nach Reil die Eintheilung der Medizin in die Chirurgie, Arzneikunde im engern Sinn und Psychiatrie beruht. Ebenso unentbehrlich als Anatomie und Physiologie ist demnach dem Arzte die Psychologie. Wer vom menschlichen Herzen nichts weiter weiß, als daß er der belebteste und stärkste aller Muskel ist, daß es, wie Loder berechnet, täglich bei 115,220 Schläge gegen die Rippen thut und dessen Kraft nach Tebor 150 Pf., nach Bernoulli aber sogar 375 Pf. gleichkommt — dabei aber nicht beachtet, wie dieses kleine Werkzeug von so großer physischer Kraft den Kummer so schwer erträgt, wie Glück oder Unglück es so leicht emporhebt, so leicht darniederdrückt, ja oft ganz erdrückt — wer nie erforscht, wie viele Unordnungen im physischen Leben pararelle auch im Seelischen und seelische Verirrungen auch Störungen im leiblichen Organismus erzeugen — der rühme sich nicht ein Kenner der menschlichen Natur, geschweige ein wahrer Heilkünstler zu sein.

b. Beziehung der Philosophie zur Rechtswissenschaft.

§ 102.

Die Rechtswissenschaft beruht schon in ihren ersten Prinzipien auf der Philosophie, sofern jene, um Wissenschaft zu sein, die gemeinschaftliche Quelle alles Rechtes aufzusuchen und daraus das natürliche (vernünftige) und das historische Recht abzuleiten genöthiget ist. Diese gemeinschaftliche Quelle alles Rechtes ist die Idee der absoluten oder göttlichen Gerechtigkeit, die

sich eben so gut in der Thatsache der Vernunft, als in der Thatsache der Geschichte offenbart. Darum kann weder das Naturrecht richtig begriffen, dem historischen Rechte, noch dieses, gründlich aufgefaßt, jenem jemals widersprechen, da sie die ideale und reale Offenbarung der Einen ewigen Idee des Rechtes sind. Das natürliche Recht ist eine Thatsache der praktischen Vernunft, welche für die Menschen in ihrem Verhältniß der Coexistenz und Wechselbeziehung eine allgemein gültige Norm für die äußeren Thathandlungen sucht mit der Forderung, daß Jeder seine individuelle Freiheit beschränke, damit mit der seinigen auch jene aller Uebrigen bestehen könne. In der physischen Ordnung herrscht die blinde Naturkraft, in der menschlichen entweder die Willkühr Eines (Despotie) oder Vieler (Anarchie) mit Gewalt verbunden, oder das Recht in der geordneten Societät. Darum vermag nur die Philosophie den Ursprung des natürlichen Rechtes als einer Thatsache und Erscheinung des geistigen Lebens der Menschheit anzugeben, wie auch nur sie dem historischen Rechte seine tiefere Begründung und seine esoterische Verbindung mit dem Naturrechte zu verleihen im Stande ist. Denn das historische Recht wird nichts anderes sein, als das auf die jeweiligen Bedürfnisse des socialen Lebens der Menschen angewandte und übertragene Vernunftrecht selbst. Vernunftrecht und positives Recht oder Naturrecht und historisches Recht können darum in Wahrheit nie einander widersprechen, noch dürfen sie als etwas Konträres aufgefaßt werden, da sie beide in der höheren Einheit einer absoluten Gerechtigkeit zusammenkommen. Auf diese höhere Einheit deutet das Wort Plato's hin: daß Recht und Gesetz unmittelbar von einem Gott herrühren; auf sie hin zielen die Ableitung der ersten Grundgesetze aus göttlicher Eingebung und Anordnung und die ursprünglich engste Verbindung, in welcher Recht und Religion, Societät und Kirche mit einander verbunden, ja in Eins verknüpft waren. Von diesem philosophischen Gesichtspunkt aus leuchtet ein, daß das Recht einen höheren und edleren Ursprung hat, als Furcht und Nutzen, welche die gemeine Epikuräische Lebensansicht sonst als dessen einzige Quelle anzugeben pflegt, daß dasselbe vielmehr, wie Wissenschaft, Kunst, Tugend und Religion, und zugleich mit denselben, aus dem innersten Kerne des mensch-

liches Geistes hervorgeht, aus dem Bewußtsein von der Würde der vernünftigen Natur des Menschen und seiner socialen Bestimmung, kurz daß die Gerechtigkeit eine hohe Tugend, und, um mit Aristoteles zu sprechen, „nicht der Morgenstern, nicht der Abendstern so wunderherrlich sei als sie es ist".

§ 103.

Der objektive Organismus des Rechtes ist der Staat, dessen systematische Darstellung aus einem Principe die Staatswissenschaft bildet. Schon aus dem Begriffe derselben geht hervor, daß sie einer philosophisch-historischen Grundlage bedürfe und man bei ihr mit der bloßen Empirie bei weitem nicht ausreiche. Bei dem Versuch einer Begründung der Staatswissenschaft blos aus Thatsachen der Geschichte, geht, wie Ancillon bemerkt, die Idee des Staates ganz verloren und es kann daraus gar keine Staatswissenschaft erwachsen, sondern blos ein rein historisches Wissen von Dem, was in einem gegebenen Momente stattfand oder wirklich stattfindet. Gegentheils giebt es aber allgemeine Grundsätze der Vernunft, aus denen das Recht und seine Erscheinung — der Staat abgeleitet und in der Wirklichkeit erklärt werden muß. Die Fragen nämlich: was ist der Staat an sich, seine Idee im Gegensatze der blos empirischen Erscheinung; wie ist er entstanden, was ist sein höchster Zweck? Alle diese und andere damit in Verbindung stehende Probleme können niemals aus der Geschichte oder Erfahrung, sondern müssen aus allgemeinen Grundsätzen der Vernunft beantwortet werden, d. h. aus der Philosophie, wovon die philosophische Rechts- und Staatslehre einen integrirenden Theil ausmacht. Nur die Philosophie kann die Staatswissenschaft von den unseeligen Abirrungen bewahren, in die sie in neuer Zeit sich gestürzt und das Leben der Völker selbst nothwendiger Weise hineingezogen hat. Durch Philosophie geleitet und gehalten, wird sie den Ursprung der öffentlichen Gewalt so wenig in der Menge finden, als die Ontologie die Erscheinung früher als das Wesen, die Physiologie die körperlichen Systeme und Glieder vor der animalischen Lebenskraft, die Aesthetik das Kunstwerk vor dem Ideale setzt, oder das Letztere etwa aus dem Erstern jemals vernunftgemäß ableiten könnte; setzt ja selbst

die Theorie vom Kontract Social unbewußt eine höhere Einheit voraus, aus welcher er wie die Form aus dem Wesen hervorgegangen wäre. Ob nun der Träger dieser Gewalt ein Einziger (Monarchie) oder Viele (Aristokratie) oder Alle, das Volk selbst (Demokratie) seien, oder alle diese Theilganze daran theilnehmen, gleichviel, die Grundanschauung lehret, daß weder der Fürst noch die Stände noch das Volk sie mit Recht besäßen, wäre sie ihnen nicht von oben her, vom Urheber aller rechtmäßigen Gewalt, zu einem bestimmten unveränderlichen Zwecke verliehen worden. Dieser Zweck wird kein anderer sein, als die ewige Ordnung der göttlichen Gerechtigkeit zur Erhaltung und Förderung der zeitlichen Wohlfahrt der Menschen in der socialen Ordnung zu verwirklichen, wodurch der Staat aufhört, eine bloße Maschine zu sein, deren Räder die Bürger sind, er wird zum Organismus, zum lebendigen Wesen, dessen Ursprung über diese Zeitlichkeit hinausreicht und einen providentiellen Charakter erhält. Die Verkennung dieser Grundwahrheit mußte von der Einen Seite zum Absolutismus und zur Despotie, von der anderen aber zur Revolution und Anarchie führen. — Der Mensch ist aber nicht nur ein rechtliches Wesen, er ist auch ein sittlich-religiöses, sein Leben und seine Bestimmung werden nicht in den Schranken dieser Zeitlichkeit eingeschlossen, sondern sie reichen weiter als diese, neben dem mehr äußeren Thatenleben besitzt der Mensch ein mehr inneres Leben, dessen Bestimmung eine ewige ist. Dieses innere — religiös-sittliche Leben zu ordnen, hat der Staat weder den Beruf, noch die Gewalt und die Mittel — und wie der Mensch ein Glied der bürgerlichen Ordnung im Staate ist, so ist er ein Glied der religiösen Ordnung in der Kirche. Staat und Kirche bilden daher zwei gesonderte Sphären des socialen Menschenlebens, die einander durchkreuzen, d. h. in einander übergehen und dennoch selbständig von einander sind. Nur die philosophische Grundanschauung kann das Verhältniß Beider zu einander richtig bestimmen; sie wird die Ausbildung der Staatsgewalt zu einer pantheistischen Alleinheit gegenüber der Kirche ebensowohl als die Ausbildung der Kirchengewalt zu einer theokratischen Einallheit als gegen die Vernunft wie gegen die Ordnung Gottes streitend darstellen und die Lehre der ewigen Weisheit gehörig

anwenden: Gebet Gott was Gottes und dem Kaiser was des Kaisers ist.

§ 104.

Wie die Rechtswissenschaft mit der eigentlichen Staatswissenschaft, so ist diese mit der kameralistischen — oder Gewerbwissenschaft verbunden, deren Hauptobjekt die Organisation, Ueberwachung und Leitung der Privatthätigkeit der Menschen zum Zwecke ihrer möglich besten Richtung und Vervollkommnung ist. Alle Gewerbthätigkeit (Landwirthschaft, Gewerbe, Handel und Industrie) beziehen sich auf den Kampf, den der Mensch mit der äußeren Natur zu bestehen hat, theils um seine leiblichen Bedürfnisse zu befriedigen und seine materielle Wohlfahrt zu erhalten und zu fördern, theils um in der Gewinnung, Verarbeitung und Verbreitung der Naturprodukte einen Stoff zur Entwickelung seiner geistigen Anlagen zu erhalten. Denn in der landwirthschaftlichen Thätigkeit, in den Handwerken, Gewerben, Handel und Künsten offenbart der Mensch die Macht seiner Vernunft und ihrer Gedanken, die in jenen Thätigkeiten der Natur gleichsam den Stempel der Geistigkeit aufprägt und den Menschen immer mehr zum Herrn und Beherrscher ihrer Kräfte macht. Alles nun, was sich darauf bezieht, entspringt aus dem Geiste, nur durch seine geistigen Kräfte vermag der Mensch jene Herrschaft über die Natur zu gewinnen, ohne die er mit seinen bloß physischen Kräften ganz ohnmächtig erscheint. Das Handeln selbst, seine Ordnung und seine Zweckbegriffe gehen aus dem Kopfe, aus der Intelligenz, aus dem Gedanken hervor, von daher haben alle Erfindungen, wie die des Compasses, des Schießpulvers, der Buchdruckerkunst, der Dampfmaschienen u. s. f. ihren Ursprung genommen, welche die Lage der Welt, Gewerbe, Handel und Verkehr der Menschen völlig umgestaltet haben. Mit Recht wird daher von wahren Nationalökonomen die Bildung eines Volkes als eine der Hauptbedingungen seines Wohlstandes angesehen.

c. Beziehung der Philosophie zur Theologie.

§ 105.

Die positive Theologie bildet die ideale Seite der Berufs- oder Fachwissenschaften, und ist die Wissenschaft der Religion oder der Thatsachen Gottes zur ewigen Wiederverbindung der Menschheit mit ihm. Die positive Theologie (und nur von dieser haben wir hier zu reden) ist darum nicht etwa ein bloßes System der positiven Lehren und Anstalten der übernatürlichen Offenbarung Gottes an die Menschen, das sich eines untergeordneten Theiles der Philosophie — der formalen Logik bloß zu dem Zwecke bedient, ihren historisch gegebenen Inhalt in eine dem Verstande, seinen Gesetzen und Formen angemessene klare und syllogistisch geordnete Form zu bringen; wahre Wissenschaft, oder ganze, zusammenhängende und aus dem tiefsten Grunde geschöpfte Erkenntniß ihres göttlich-gegebenen Inhaltes kann sie nur werden durch ihre innige Vereinigung mit der Philosophie. Die Voraussetzung der Theologie ist die Thatsache einer übernatürlichen Offenbarung Gottes an die Menschen, soll schon diese Voraussetzung nicht blind und bewußtlos, sondern durch eine gründliche Erkenntniß vermittelt werden, so muß der Untersuch über das Wesen, die Thatsachen und das Bedürfniß oder über die Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit der übernatürlichen Offenbarung der wissenschaftlichen Konstruktion ihres Inhaltes vorangehen, was nur die philosophische Prüfung zu leisten vermag; ohne Philosophie könnte darum die Theologie sich über ihre erste Voraussetzung und Grundlage nimmer rechtfertigen. Die Einheit und Verschiedenheit beider Wissenschaften geht aus der Betrachtung ihrer Erkenntnißorgane, ihres Inhaltes und ihrer Quellen leicht hervor. Die Philosophie ist die Wissenschaft der Vernunft zur Erklärung des ganzen Inhaltes ihres Selbst-, Gottes- und Weltbewußtseins, ohne daß sie die Objektivität von sich ausschlösse, ob diese in der Natur oder in der Geschichte ihr gegenständlich werde, sie schließt daher weder die Sinneserfahrung, noch den Glauben (ob er bloß historisch oder religiös zugleich sei) von sich aus, sondern prüfet vielmehr die Aussagen der Sinneserfahrung und des historisch-religiösen Glaubens an den Kriterien

des Verstandes und verbindet sie mit den Ideen der Vernunft, um daraus eine höhere, wissenschaftlich vermittelte Erkenntniß zu gewinnen. In diesem Sinne ist von einigen Scholastikern und neuern Philosophen das intelligo ut credam als Prinzip der christlichen Philosophie aufgestellt worden, obwohl dieses Prinzip, soll es nicht in Negation und Zerstörung übergehen, nur auf die vernünftige Ermittelung der Bedingungen und Voraussetzungen einer übernatürlichen Offenbarung und mit Nichten, sofern diese einmal erkannt sind auf den göttlich gegebenen Inhalt derselben seine unbedingte Anwendung finden kann. — Die Theologie dagegen ist die Wissenschaft des Glaubens zur Erklärung des ganzen Inhaltes der übernatürlichen Offenbarung Gottes, ohne die Subjektivität der Vernunft von sich auszuschließen, deren Aussagen und Wahrnehmungen sie aber an den göttlichen Wahrheiten und Thatsachen prüft und, sofern sie daran bewährt erfunden worden, mit den gegebenen Ideen in einer höheren Erkenntniß vereiniget, ihr leitendes Prinzip ist daher — credo ut intelligam. Während also Vernunft und Glaube in beiden Wissenschaften sich wechselseitig durchdringen und ergänzen, ist in der Philosophie die Vernunft das primitive, der Glaube das sekundäre, umgekehrt gestaltet sich die Stellung beider Geistesvermögen in der Theologie. Der Inhalt der Philosophie ist die wissenschaftliche Erkenntniß des absoluten Wissens Gottes und seiner Offenbarung im Leben der Natur und des Geistes, während die Theologie die wissenschaftliche Entfaltung der Idee Gottes und seines göttlichen Reiches in der Natur- und Menschenwelt zu ihrem Gegenstande hat. Wie nun kein Widerspruch stattfinden kann einerseits zwischen der Idee Gottes und ihrer Offenbarung in der Natur und in dem Geiste, sondern die Vernunft die in ihr liegenden Ideen auch in der äußeren Natur verwirklichet — die äußere Offenbarung der Idee in der Natur aber in der inneren des Geistes bestätiget findet, so kann auch zwischen dem Inhalt wahrer Philosophie und wahrer Theologie kein kontradiktorisches Verhältniß obwalten, da die Eine ewige Vernunft sich in der natürlichen wie in der übernatürlichen Offenbarung ausgesprochen hat, die sich selber weder immanent noch emanent in ihren Offenbarungen jemals widersprechen kann. Von derselben Urquelle fließen auch die besonderen Quellen,

aus denen beide Wissenschaften ihren Inhalt schöpfen, die Philosophie aus der natürlichen Gottesoffenbarung in der Vernunft und Natur, ohne die der Theologie vornehm zu verschmähen, die Theologie dagegen aus der übernatürlichen, ohne jene der Philosophie zu vernachlässigen. Darin finden der einseitige Rationalismus und der einseitige Supranaturalismus im Gebiete der Religion ihre vorläufige Widerlegung.

§ 106.

Das besondere Verhältniß der Philosophie zur Theologie muß nach den besonderen Theilen der letztern bestimmt werden. Die gesammte Theologie wird aber in einen historischen, wissenschaftlichen und praktischen Theil ausgeschieden und jeder dieser Theile bedarf der Philosophie zu seiner tieferen Begründung und vollkommnern Formation.

§ 107.

Die historische Theologie besteht in der geschichtlichen Einleitung in die heiligen Bücher der göttlichen Offenbarung, in der Auslegungskunde (Hermeneutik und Exegese) derselben, und in der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden (Kirchengeschichte). Wie wäre gegenüber den Apokryphen die Glaubwürdigkeit, die Aechtheit, die Integrität und kirchliche Auktorität der heiligen Schriften zu ermitteln, ohne die Anwendung einer richtigen Kritik, wie wären die Regeln der buchstäblichen geschichtlichen und höheren Auslegungsarten zu erkennen und anzuwenden, ohne die Kenntniß der Gesetze richtiger Auslegung, die im Verstande liegen? Wie kann die Kirchengeschichte eine Darstellung der Schicksale des Reiches Gottes sein, wenn sie ihr nicht in der Idee eines göttlichen Reiches eine ewige Einheit zu Grunde legt und nicht nur den Charakter jeder Periode als eine besondere Bestimmung derselben in ihrer zeitlichen Entwickelung aufzuzeigen, sondern auch jede historische Person und Hauptbegebenheit aus der Stellung, die sie im großen Ganzen einnimmt, zu würdigen versteht — wie kann sie aber Dieses Alles leisten ohne die Philosophie?

§ 108.

Die wissenschaftliche Theologie zerfällt in die Dogmatik, in die Moral und in die Kirchenrechtslehre. Hat sie über die Voraussetzung und Grundlage einer übernatürlichen Offenbarung Gottes sich apologetisch ausgewiesen, so unternimmt sie die wissenschaftliche Konstruktion des Inhaltes derselben, deren Einheit die positiv gegebene Idee des Reiches Gottes ist, welche objektiv als Gegenstand des Erkennens aufgefaßt (Dogmatik) oder subjektiv als Gebot für das Wollen, als Verwirklichung jener Idee im Leben des Menschen betrachtet (Moral), oder endlich nach ihrer zeitlich räumlichen Erscheinung oder socialen Ausbildung in der Kirche begriffen werden kann (Kirchenrechtslehre). Die Dogmatik, welche die Offenbarungswahrheiten in deren Einheit und Allheit auffaßt, ist eine Wissenschaft ganz spekulativer Ideen, die uns durch den Glauben dargeboten und die wir durch das wissenschaftliche Erkennen zum höheren Bewußtsein erheben, sie mag daher ohne Philosophie keineswegs bestehen. Da sie die höchste Beziehung Gottes zur Welt und dieser zu Gott, mit anderen Worten das Universum als moralisches Gottesreich — darzustellen hat, kann sie nur im innigen Bunde mit der philosophischen Wissenschaft die Fülle dieser Idee fassen, in ihr die organische Gliederung und Entfaltung der einzelnen Wahrheiten der göttlichen Offenbarung zu Stande bringen und selbst den an sich unergründlichen Geheimnissen einen erklärenden Lichtmoment abgewinnen, welcher der Vernunft genügt. Will die Moraltheologie die Idee des Reiches Gottes wissenschaftlich entwickeln, wie sie im Menschen, durch seinen freien Willen vermittelt, verwirklichet werden soll, so kann sie ohne die Hilfe der Philosophie diese ihre Aufgabe um so weniger lösen, da das innerste Prinzip dieser Verwirklichung die göttliche Liebe ist, die, wo sie im Gemüthe des Menschen lebet, zugleich die Erfüllung des ganzen Gesetzes und aller Pflichten des Menschen gegen Gott, die übrigen Menschen und sich selbst, somit die vollkommene Verwirklichung des Reiches Gottes im Menschen bewirket. Will daher die Moraltheologie auf die Würde einer Wissenschaft Anspruch machen, so muß sie ihren Gegenstand prinzipiell zu erfassen, organisch zu entfalten und objektiv aus den Wahrheiten der Offenbarung, subjektiv aber

aus den Lehren der Psychologie zu begründen wissen, von welcher die Begriffe von Gesetz, Triebfeder, Beweggrund, sittlich guter und sittlich böser Handlung, Gewissen, Zurechnung, Schuld und Verdienst u. s. f. abgezogen werden. — Die Kirchenrechtslehre soll die wissenschaftliche Darstellung der Idee des Reiches Gottes in ihrer zeitlich räumlichen Erscheinung und Ausbildung als Kirche sein, die ein unveränderliches Wesen hat, einen bestimmten socialen Organismus mit besonderer Einrichtung, eigenthümlichen Systemen und Organen im Verhältniß der Ueberordnung und Unterordnung mit einander organisch verbunden und mit eigenen Rechten und Pflichten ausgestattet. Wie wäre es möglich, die kirchlichen Rechtsquellen zu prüfen, das unveränderliche Wesen der Kirche zu erfassen, von der veränderlichen die unveränderliche Form und Verfassung der Kirche zu unterscheiden, die wesentlichen Rechte von den zufälligen Rechten und Pflichten ihrer Organe abzugränzen, kurz das ganze System aller kirchlichen Rechtsverhältnisse als die organische Entfaltung eines Prinzipes aufzufassen und darzustellen ohne philosophische Bildung? —

§ 109.

Die praktische Theologie zeigt dem Theologen die Anwendung und Ausführung seiner gewonnenen Wissenschaft im Gebiete der Kirche und wird auch Pastoraltheologie genannt, weil die Leitung der Seelen der Gläubigen nach den Lehren und Anordnungen Christi und seiner Kirche ihre Mitte ausmacht. Sie wird in die Lehramtskunde (Katechetik und Homiletik), Seelsorgekunde (eigentliche Pastoral) und in die Priesteramtskunde (Lythurgik) abgetheilt. Jede Katechese ist eine Anwendung der Regeln vollständiger und klarer Begriffserörterung, Begriffsbestimmung und Zusammenfassung nach der analytischen oder synthetischen Methode auf der Grundlage geschichtlicher Thatsachen oder gegebener Wahrheiten der göttlichen Offenbarung und jede gelungene Rede darf der philosophischen Begründung und Systematik nicht entbehren. Wenn aber die Kunst — Seelen zu leiten, wie Gregor der Große behauptet, die schwerste aller Künste, oder die höchste Kunst ist (ars artium est regimen animarum), wer darf ohne tiefere

Menschenkenntniß und Seelenkunde sich an die hohe Aufgabe wagen, in den einzelnen Menschen Christum auszugestalten (Gal. 4, 19)? Und hat die Kirche in ihrer Lythurgie die tiefste Symbolik ausgesprochen, ja hat sie die göttliche Kunst in der ganzen Seite ihres äußeren Lebens so sinnvoll und meisterhaft entwickelt, wer anders vermag in den Geist dieser Symbolik einzudringen, wer die heilige Kunst der Kirche vollständig zu würdigen, als Derjenige, der einer philosophischen Bildung sich erfreut?

§ 110.

So weit wir uns daher im unermeßlichen Gebiete der Wissenschaften umgesehen, um das Verhältniß der Philosophie zu ihnen auszumitteln — wir haben überall dasselbe Resultat wahrgenommen. Die Philosophie ist der Geist, der alle Wissenschaften als besondere Theile zu einem großen Ganzen verbindet, allen einzelnen Theilen die wissenschaftliche Einheit, Zusammenfügung und Form ertheilt, ihnen die höhere Zweckbestimmung und Weihe giebt. Sie kann daher mit Recht als die Grundwissenschaft angesehen werden, da sie nicht nur implicite den Inhalt aller übrigen Wissenschaften in sich schließt, sondern ihnen auch die wissenschaftliche Idee und Form verleiht, durch welche sie erst zu eigentlichen Wissenschaften erhoben werden, mit einem Worte — sie ist der ideelle Mittelpunkt, in welchem sich die Radien aller übrigen Wissenschaften begegnen, und darin ihres innern Zusammenhanges und ihrer höheren Aufgabe bewußt werden. Freilich gilt dieses nur von der Philosophie überhaupt oder von der Philosophie, wie sie sein soll, und nicht von dieser oder jener Zeitphilosophie, die immer hinter der Idee zurückbleibt. Wenn daher in neuerer Zeit Fichte, Schelling und besonders Hegel ihren Philosophemen den Charakter einer Universalencyklopädie zu vindizieren suchten, so ließen sie sich zwar von der wahren Idee der nothwendigen Einheit aller Wissenschaft leiten, das Resultat ihrer Versuche konnte aber um so weniger befriedigen, als diese Denker wie Staudenmaier (Encykl. der theol. Wissensch. S. 12) bemerkt, ganz einseitig, überall nur von sich ausgehend und auf sich selber sich berufend, verfahren sind.

Zweites Hauptstück.

Die Beziehung der Philosophie zur Kunst.

§ 111.

Die Idee des Schönen ruht in Gott und ist das Göttliche insofern es als die absolute Harmonie des Denkens und Wollens unter sich und mit dem Wesen Gottes gedacht wird. Während die Kunst die reale Darstellung des Schönen in sinnlichen Formen durch die Thätigkeit des Gefühles und der Phantasie des Geistes ist, stellt die Philosophie in der Idee des Schönen die letzten Gründe und höchsten Prinzipien desselben auf und entwickelt aus ihnen die unveränderlichen Bedingungen, Gesetze und Formen der Kunst. Die Philosophie — beziehungsweise die Aesthetik geht daher, wenn nicht formell so doch materiell sowohl der Kunde und dem Genusse der Kunst, als auch aller Produktion derselben voran, da sie aus dem inneren Wesen des Schönen seine äußere Erscheinung sowohl in der Natur als in der wirklichen Kunst ableitet und erklärt.

§ 112.

In der Verwirklichung der Idee des Schönen treten aber sowohl durch den manigfachen Inhalt des Kunstschönen als durch die ihm jeweilen entsprechende Form Verschiedenheiten zu Tage, durch welche die Eine Kunst in ihrer Ausbildung sich zu einem System einzelner Künste ausgestaltet. Die Eine Seite dieses Systemes der Künste ist die äußere oder reale, auf welcher die Architektur, die Skulptur und die Malerei die Idee (das Ideal) in einem sinnlichen Körper darstellend, den letzteren selbst zum Kunstwerk ausbilden; die andere Seite wird die innere oder ideale sein, auf welcher die Musik und Poesie die Idee (das Ideal) im ideellen Elemente des Klanges und des Wortes zu verwirklichen streben. Da nun die Philosophie aus dem unveränderlichen Wesen oder der Idee des Schönen die höchsten Grundsätze und Gesetze desselben für alle Darstellungen und Formen der Kunst entwickelt, so muß sie sowohl für die Kunstbil-

dung im Allgemeinen als auch für die plastischen und ideellen Künste im Besonderen von entscheidender Bedeutung und Wichtigkeit sein.

Beziehung der Philosophie zur Kunstbildung überhaupt.

§ 113.

Die Philosophie darf sich keineswegs anmaßen, durch die Aesthetik den Kunstgenius zu erzeugen oder kunstfertig auszubilden, wohl aber vermag sie ihn zu wecken, anzuregen, zu leiten und zu heben. Sie setzt bei jedem Künstler Kunstsinn und Schöpfungsgabe, bei jedem Beurtheiler das Dasein des Kunstsinnes als unerläßliche Bedingung voraus. Zwar kann die Philosophie des Schönen dem Künstler das Prinzip und die daraus abgeleiteten Gesetze angeben, ihm die Regeln mittheilen, die sich auf Anordnung und Komposition der Theile zu einem bestimmten Ganzen, so wie auf Ton und Farbe desselben beziehen, aber ihn selbes erfinden lehren kann sie nicht und muß ihm sogar die Anwendung jener Regeln überlassen. Ebenso giebt die Aesthetik dem Kunstrichter zwar die Norm und das Richtmaß in die Hände, daran er Kunstwerke messen möge, den Gebrauch des Maßes aber muß dieser selber üben. Das Kunstgenie und der Kunstsinn werden angeboren und können durch bloßen Unterricht nicht erworben werden. Daher liegt der Einwurf nahe; was denn die Philosophie für die Kunst nütze, wenn es ihrer nicht bedarf, um ein Kunstwerk hervorzubringen und es, wenn es geschaffen, mit Wohlgefallen zu betrachten und mit Geschmack zu beurtheilen? Bevor ja Aristoteles mit seiner Poetik und Rhetorik als Kunstrichter aufstand, waren die Homer, Pindar, Sophokles, Aristophanes und andere großen Genien längst dahin, ihre Gesänge aber lebten fort im Munde der kunstsinnigen Griechen. Die höchste Blüthe der schönen Künste war vorüber, als sich die Theorie erst auszubilden begann, die nicht im Stande war, den verdorbenen Kunstgeschmack wieder herzustellen. Wahr ist es: ehe es eine Philosophie des Schönen gab, war die Schönheit, wie der gestirnte Himmel war, ehe die Astronomie gegründet, wie das Gute, ehe die Ethik ausgebildet wurde. Die Schönheit

ist mit der Wahrheit und Güte von Ewigkeit in Gott gegründet und war von Anbeginn in den Werken der Natur ausgebildet und vor aller Philosophie in den Werken der Kunst. Der Genius schuf die Kunstwerke, der Regeln unbewußt, die der prüfende Verstand erst später aus den Produktionen der Kunst abstrahirte, Genie und Geschmack werden zunächst durch das öftere Betrachten des Schönen in der Natur und Kunst und durch das fleißige Studium schon vorhandener Kunstwerke angeregt und gebildet.

§ 114.

Wenn es aber der Philosophie auch nicht gegeben ist, Kunstwerke zu schaffen oder den Kunstgenius und den Kunstgeschmack zu gründen, so ist dennoch ihr entscheidender Einfluß auf den Kunstfreund und die Kunst selber nicht zu verkennen; denn

1) sie weckt und leitet die Empfindung und Erkenntniß des Schönen, die als ein Grundkeim des höheren geistigen Lebens in Jedem schlummert, und bringt zu einer wissenschaftlichen Begründung, Einsicht und Uebersicht dasjenige, was im Menschen verborgen erst nur als dunkle Ahnung in ihm waltet oder als deutliches Gefühl sich in ihm gelegentlich ausspricht oder in einzelnen Beobachtungen sich als Grundsatz entschieden herausstellt. Durch dieses Mittel lernt also jeder fühlende und denkende Mensch bewußten Antheil nehmen an den Genüssen des Schönen in der Natur und Kunst, der Künstler und Kunstrichter aber seinen Beruf mit tieferem Geiste erfassen und verfolgen, was derjenige nicht vermag, der nur nach dunklen Vorstellungen und Begriffen in seinem Denken und Wirken sich richtet. Die Philosophie eröffnet daher den Kunstfreunden einen größeren Kreis des Genusses, den Kennern einen größeren Kreis der Beurtheilung, den Künstlern selbst ein weites Reich von Ideen und Idealen und zugleich den Weg zu großartiger und sinniger Zusammenstellung der Formen in ihren Produktionen, bewahrt sie endlich vor Mißgriffen und den falschen Richtungen der Mode und des Ungeschmackes.

2) Die Philosophie sichert den schönen Künsten ihren Rang unter den höchsten Bestrebungen des Menschen, indem sie deren Verbindung mit der Idee des Schönen und des Göttlichen und deren Beziehung zur Wissenschaft, Moral und Religion nachweiset und

den Einfluß der Künste auf die Bildung der einzelnen Menschen und ganzer Völker lehrt, welche immer in Barbarei versanken, so oft mit der Wissenschaft Moral und Religion auch die schönen Künste verachtet und mißstaltet wurden.

3. Die Philosophie unterstützt und fördert das Studium der schönen Kunstwerke, indem sie uns tiefere Einsicht in den Bau und die Schönheit der trefflichsten Denkmäler des menschlichen Geistes eröffnet, und zugleich bewirkt, daß der Genius auch unseren Geist und die Kunstbildung der Gegenwart immer inniger und lebendiger anspricht.

Die Beziehung der Philosophie zu den realen und idealen Künsten.

§ 115.

Man braucht die Aufgabe der realen und plastischen Künste nur näher ins Auge zu fassen, um den Einfluß der ästhetischen Bildung auf die Produktion derselben sogleich zu erkennen. Die Plastik oder bildende Kunst, welche die Architektur, die Skulptur und die Malerei in sich begreift, schafft Bildwerke, in denen sie den starren Massen den Ausdruck der Zwecke des Lebens und des Geistes zu geben sucht, — die Architektur, am meisten noch an die Materie gebunden, symbolisirt diese Zwecke in Erstellung und Ausschmückung von Gebäuden, welche dem Cult des göttlichen, oder der Pflege der Gerechtigkeit, oder den übrigen Bestrebungen der Menschheit, der Familie und des Einzelnen gewidmet sind. Die Skulptur erhebt sich schon zur Bildung lebender und beseelter Wesen, besonders der Menschengestalt, die sie in sichtbaren und tastbaren Umrissen schafft, die Form in großer Reinheit darstellt und die inneren Zustände und Bestrebungen der menschlichen Seele in der Haltung des Leibes und seiner Theile, besonders aber in den Umrissen und Zügen des Angesichtes darstellt. Wer aber dem Bildwerk der menschlichen Gestalt Leben und Seele verleihen oder auch nur sie darin finden und bewundern will, muß mit dem leiblichen und seelischen Leben des Menschen vertraut sein. In den Werken der Malerei tritt die Materie zurück, indem sie das Tasten von der Materie ausschließend bloß

eine sichtbare Fläche ohne Tiefe darstellen. Die Malerei giebt daher nur den Schein von Dingen und will, daß dieser für Wahrheit genommen werde, so daß die Phantasie sich in die Wirklichkeit versetzt glaubt. Diese Wirkung bringt sie zunächst durch die Perspektive hervor, welche die Raumverhältnisse so darstellt, wie sie dem Auge erscheinen. Die Zeichnungskunst ist die Grundlage und giebt zunächst im Umriß die Formen, wobei die Perspektive bloß durch die verschiedene Größe der Gegenstände ausgedrückt wird; um diesen Zweck noch vollkommener zu erreichen, fügt sie die Schattierung hinzu. Die Malerei endlich giebt ihren Werken mehr Leben und Wahrheit durch die Farben, welche in der Abstufung der Helle und Mattheit die Perspektive vollenden. Die vorherrschende Einheit in der Farbengebung oder das Colorit bezeichnet die Stimmung, in welcher der Gesammteindruck aufzunehmen ist. Ueber der Blumen-, Landschaft- und Genremalerei erhebt sich die Historienmalerei, welche die höheren Momente der Religion und der Geschichte in ihrer Beziehung zum Menschen oder den Menschen in bedeutungsvollen Momenten des Handelns, in einem höheren Aufschwung seiner geistigen Kraft oder in einem tieferen Ergriffensein seines Gemüthes durch eine großartige Komposition darstellt, die sonach auf der Grundlage des Studiums der tieferen Seite der Geschichte und der Triebfedern der menschlichen Handlungen zuerst in Gedanken und Idealen durch den Geist des Künstlers entworfen werden muß, bevor sie durch das Werkzeug des Pinsels von seiner Hand ausgeführt werden kann.

§ 116.

Zu den idealen Künsten gehört die Musik und Poesie. Die Musik bezeichnet den Anfang der sog. tönenden Künste, ursprünglich war mit ihr auch die Rhetorik und Poesie verwachsen. Unvermögend klare Vorstellungen zu geben, ist sie durch und durch symbolisch, spricht unmittelbar zum Gefühl und ergreift das Gemüth am tiefsten, wie denn auch der Ton selber auf einer symbolischen Bewegung in der Tonfigur beruht und der Schall überhaupt in einem inneren Erbeben der Materie besteht. Die Musik hat eine philosophisch-mathematische Grundlage. Schon die ersten Bedingungen derselben, der Ursprung der Töne, ihr Rythmus,

welcher Einheit in die Aufeinanderfolge der Töne bringt, und die Art der Bewegung im Tonstücke bestimmt, der Takt als dessen Gliederung in der Zeitdauer für das Ohr (wie im Plastischen die Symetrie in der geordneten Gliederung im Raume für das Auge), die Melodie oder der Wechsel von Höhe und Tiefe in den aufeinanderfolgenden Tönen, die Harmonie, welche die Melodie erweitert und begleitet, die Tonart, die aus dem gegenseitigen Verhältniß der verschiedenen Töne hervorgeht und den Anfangs- und Endpunkt bildet, die Uebergänge und Mißakkorde, der Widerstreit der Töne und dessen Lösung, die tiefe Beziehung der verschiedenen Tonarten zu den Gemüthsstimmungen, wornach die Komposition die Kunst ist, die innere Welt der Seelengefühle und Gemüthszustände in der Sprache des Gesanges, der Töne und der Tonarten auszudrücken, — sind Momente, die nur durch eine philosophische Theorie ihre Erklärung finden können.

§ 117.

Die Poesie bringt den geistigen Inhalt zur vollkommenen Einheit und Verschmelzung mit der sinnlichen Form, so daß derselbe unmittelbar anschaulich wird. Mit dem weitesten Umfang vereint sie die größte Fülle und steht so an der Spitze der schönen Künste, ihnen ihren Charakter aufprägend und aus jeder ein Element entnehmend. In den bestimmten der Wahrheit entsprechenden Gestalten stellt sie die Plastik vergeistigt dar, im Farbenglanze ihrer Schilderungen wird sie malerisch und von der Musik eignet sie sich den Rythmus im Verse, den Takt im Metrum, die Harmonie im Reime an. Sie ist mit der Rhetorik eng verbunden und unterscheidet sich von ihr nur dadurch, daß sie unmittelbar auf das Gemüth wirkt, bei einer weit freiern, weniger durch bestimmte Zwecke gebundenen Bewegung der Phantasie sich mehr unter die Regel der Form beugt, dadurch sinnlicher wird und in solchem Ebenmaße die Schönheit reiner darstellt. Bei dieser Vielseitigkeit prägt sie nun auch die verschiedenen Gattungen — gleichsam die Tonarten der schönen Kunst — überhaupt am vollkommensten aus. Sie bildet sich in drei verschiedenen Gebieten aus. Die dramatische Poesie stellt Handlungen dar; im Drama vergegenwärtigt sie dieselbe durch den Dialog der handelnden

Personen selbst, sie erzählt im Epos ein Ganzes bedeutungsvoller Ereignisse und Handlungen in großartiger Form, in der Romanze einzelne Begebenheiten in phantasiereicher Gestalt. Die lyrische Poesie offenbart, der Musik am meisten sich annähernd, den durch die Gegenstände erregten Gemüthszustand, in der Ode und Hymne die durch das Erhabene und Göttliche hervorgebrachte tiefere Bewegung des Gemüthes, in der Elegie das besondere Gefühl des Schmerzlichen, im Liede die lebende sanfte Gemüthsstimmung. Die didaktische Poesie geht über das eigentliche Gebiet der Poesie hinaus und nähert sich der Rhetorik im Lehrgedicht und in der Satyre, wie auch in der Fabel und Parabel. Das Göttliche im Leben zu verstehen, das Leben selbst in seinen tiefern Gründen zu erfassen, und für dessen Darstellung die rechte Fülle und Form zu finden, vermag nur Derjenige, der sich zu Ideen und Idealen zu erheben weiß, deren wissenschaftliche Erkenntniß ihm die Philosophie verleiht. —

Drittes Hauptstück.

Die Beziehung der Philosophie zum Leben.

§ 118.

Das sittliche (praktische) Leben des Menschen ist die reale Darstellung der Idee des sittlich Guten durch die Thätigkeit des Willens in den Sphären der Sittlichkeit und des Rechtes, und steht daher mit der Philosophie überhaupt und mit der philosophischen Ethik und Juridik insbesonders in einer engen Verbindung. Alle sittlichen und rechtlichen Handlungen des Menschen gehen aus Maximen und Triebfedern hervor, die er sich aus der Beziehung der höheren Gesetze auf sein Wollen und Handeln bildet, jene Gesetze selber aber sind nur der Ausdruck des ewigen und göttlichen Willens, der als Wille des höchsten Gesetzgebers und Regenten die physische und moralische Weltordnung leitet. — Wird nun dieser oberste Gesetzgeber geläugnet, oder werden dessen Beziehungen zum Menschen und der Welt falsch aufgefaßt, so werden auch folgerichtig die höchsten Gesetze aller Sittlichkeit und Gerechtigkeit mißkannt werden, so wird das Wollen und Handeln der

Menschen sich darnach formen und nur die Frucht dieser Negationen sein. Zwischen der Philosophie und dem Leben der Menschen hat daher von jeher die innigste Wechselbeziehung stattgefunden, und in der That sind die Handlungen des Lebens nur Darstellungen der Grundsätze des Wissens. Ideen sind keine bloßen Gedankendinge, die sich auf das rein innere Gebiet der Spekulation beschränken lassen, sie streben hinaus und liefern dem Willen Triebfedern und Beweggründe, sie in der Welt der Wirklichkeit durchzuführen, darum sie auch die ganze Geistesrichtung des Einzelnen, der Stände und der menschlichen Gesellschaft überhaupt bestimmen. Diesen Einfluß haben Manche übersehen, welche die Philosophie, selbst die der schlechtesten Richtung, als ein unfruchtbares Gedankenspiel unterschätzten, oft in schrecklicher Enttäuschung wurden sie gewahr, daß dieselbe unvermerkt die ganze Gesellschaft umgestaltet, die ganze Geistesrichtung der Zeit nach sich bestimmt habe.

§ 119.

Durch die Philosophie wird die Geistesrichtung des Einzelnen bestimmt. Denn die philosophische Wissenschaft gewährt nicht etwa eine bloß einseitige oder theilweise Erkenntniß der Dinge wie z. B. die Naturwissenschaften nur mit der Erforschung der Kräfte, Gesetze und Formen der Natur, die Geschichtschreibung nur mit den Thatsachen der Geschichte sich befassen, nein, ihre Forschung ist auf die Totalität des Universums gerichtet, und sie sucht dieses in seinem letzten Grunde, nach seinem inneren Systeme und Zusammenhange und nach seinem letzten Endziel zu erkennen. Sie verleiht daher dem Menschen eine grundsätzliche Weltanschauung, nach welcher er das ganze Reich seiner Gedanken und Thaten ordnet und bestimmt, und indem sie nicht nur die Befriedigung des Erkenntnißtriebes, sondern die harmonische Ausbildung aller Kräfte des Geistes bezweckt, begründet sie die eigentlich höhere Geistesbildung und verleiht ihr die nöthige Einheit, Allseitigkeit und Vollendung. Ebenso mächtig ist ihr Einfluß auf das praktische Leben. Die gewonnenen Ideen werden im Menschen zu Thaten, das wissenschaftliche Erkennen wird zum angewandten, die Richtung der Philosophie zur Richtung

alles Wirkens und Thuns im privatlichen und öffentlichen Leben, ja, wenn zwei Wege dem Jüngling offen stehen mit gleich entgegengesetzten Geschicken, der rechtläufige und der Irrweg, so entscheidet meistentheils die Philosophie: welchen von beiden er für sein künftiges Leben wandeln wird.

§ 120.

Der Einfluß der Philosophie auf das Leben ist auch bei den höheren Berufsarten der menschlichen Gesellschaft nicht zu verkennen. — In der Mathematik werden vorzugsweise das Gedächtniß, der Verstand, die subsumierende Urtheilskraft, der Scharfsinn bethätiget und ausgebildet. Die Mathematiker haben es immer nur mit abstrakten Gegenständen, mit den allgemeinen Formen und Verhältnissen der Dinge zu thun, daher sie leicht dem wirklichen Leben sich entfremden und einer gewissen Einseitigkeit anheimfallen, die alle ästhetische, historische und religiöse Geistesbildung bei Seite setzt. Nur in Abstraktionen sich bewegend, laufen sie Gefahr, dem Kalkül des Verstandes selbst das Geistige und Uebersinnliche zu unterwerfen, die Welt als eine Mechanik und Statik unbekannter Kräfte aufzufassen und alle höheren Vernunftanschauungen bloß darum als Träumereien zu verachten, weil sie nicht in das Gebiet der Verstandesdemonstrationen fallen. Die Philosophie läßt aber auch der Vernunft und dem Glauben ihr unveräußerliches Recht gewähren und eröffnet dem Blicke des erkennenden Geistes noch eine höhere Welt als jene der mathematischen Formen ist.

§ 121.

Die Naturforscher werden nur zu leicht durch die Betrachtung der Natur aus sich selbst heraus und von dem ewigen Urheber der Natur hinweg geführt; sie bauen Systeme, um die natürliche Weltordnung zu deuten, aber ihr Geist und das Reich, dem er angehört, ist in dem Systeme nicht inbegriffen; von diesem abgewendet und ihren Blick nur auf die strenge Gesetzmäßigkeit richtend, die in der Natur herrscht, auf ihren ewig gleichen Kreislauf, ihr blindes Zerstören und Wiederschaffen verirren sie sich in jenen trostlosen Versuchen, alles in der Welt fatalistisch aus Gesetzen der Schwere, der Anziehung und Abstoßung,

oder materieller Verwandtschaft zu erklären und die Macht des Geistes und die Weisheit der göttlichen Vorsehung wegzuleugnen. — An der Hand der Philosophie wird aber der Physiker, der Chemiker, der Physiologe im All der Dinge etwas gewahr, was weit über jene materiellen Kräfte hinausgeht, er wird inne, daß z. B. im Organismus die Materie, aus welcher die Organe bestehen, keineswegs der Grund, sondern nur die Folge des Lebens sei, ohne welches die materiellen Kräfte nur ordnungslose Prinzipien wären. Er gewinnt auf diesem Wege die Einsicht, daß der innerste Kern des natürlichen Lebens jenem des geistigen nahe verwandt und beide Weltprinzipien Offenbarungen des Einen unendlichen Geistes seien, der in sich selbstständig und ewig vollendet dennoch in allem lebet, alles trägt und erhält. — Bleibt aber der Naturforscher im Kreise der Empirie gebannt, ohne ins Innere der Natur tiefer einzudringen, so nimmt sein Auge nur den ewigen Wechsel der Formen und Erscheinungen wahr, das Bild der Vergänglichkeit und des Todes. Alle Wesen, die wir auf Erden sehen, verdunsten, verwittern, welken und sterben dahin, um wieder Anderen Platz zu machen, und der bloße Empiriker gewöhnt sich daran, den Tod als die letzte Bestimmung selbst des Menschen anzusehen, zu glauben, daß wir den Zweck unseres Daseins erfüllt haben, wenn wir den Würmern zur Speise gedient, oder etwas zur Vervollkommnung unseres Geschlechtes geleistet haben, das selber wie in einem tantalischen Bestreben befangen, hienieden nie zu seiner Vollendung gelangt. Solche Forschung läuft in die Spitze der Verzweiflung aus, daß die Natur, unbekümmert um einzelne Wesen, bloß für die Dauer und Erhaltung der Gattungen oder Geschlechter sorge und alle Individualität zu Grunde gehe. Allein ein tieferer Blick in die Geheimnisse der Natur lehrt uns in dem Leben hinter allen materiellen Kräften und Organen eine höhere Macht kennen, die an die Selbstbestimmung und das Zweckbestreben des Geistes angränzt, und ist schon der leibliche Organismus an und für sich ein lebendiges Wunder der Natur, wer mag den Geist erfassen, der ihn belebend schafft, und unter die Gesetze und Bedingungen der Materialität nie gesetzt werden kann, weil er über ihr steht und ihrer nur als eines Vehikels zu seiner Offenbarung in Zeit und Raum bedarf!

§ 122.

Wie erhebend sind die Lehren der Astronomie, sofern sie im Bunde mit der Philosophie die Resultate ihrer Forschungen auf die ersten Anfänge und Grundsätze zurückführt! Die Unermeßlichkeit ihres Gegenstandes und die wundervolle Ordnung in den Bewegungen der Himmelskörper verliert nie den Reiz der Neuheit und den Eindruck des Erhabenen, weckt in unserm Geiste die Idee der Unendlichkeit, Ewigkeit und Weisheit Gottes, deren Symbolik an dem gestirnten Himmel zu lesen ist. — Wie Raumgrößen und Zeitverhältnisse über alle unsere Vorstellungen hinausgehen, weisen die Ergebnisse der neuesten Forschungen im Gebiete der Astronomie nach. Wenn wir in der linsenförmigen Sternenschicht, zu der wir gehören, unsere Sonne mit den anderen sogenannten Fixsternen oder selbstleuchtenden Sonnen vergleichen, so finden wir wenigstens bei einigen derselben Wege eröffnet, welche annäherungsweise innerhalb gewisser Gränzen zur Kenntniß ihrer Entfernung, ihres Volums, ihrer Masse und Geschwindigkeit leiten können. Nehmen wir die Entfernung des Uranus von der Sonne zu 19 Erdweiten, d. h. zu 19 Abständen der Sonne von der Erde an, so ist der Centralpunkt unseres Planetensystems vom Sterne a im Centauren 11,900 —, von 61. im Sternbilde des Schwans fast 31,500 — von a im Sternbild der Leier 41,600 — Uranusweiten oder bequemer versinnlichet: erinnere man sich, daß wenn die Erde von der Sonne (ihre größte Entfernung von einander beträgt 21 Millionen Meilen) in einem Fuß Entfernung angenommen wird, Uranus 15 Fuß und Wega der Leier 34¼ geographische Meilen von der Sonne entfernt ist. Nach dem, was wir durch die Messungen von Bessel, Struve u. A. von den Paralaxen und Entfernungen dreier Fixsterne gleicher Größe wissen (nämlich a Centaur, 61. Schwan, a Leier) bedarf ein Lichtstrahl 3, 9¼ oder 12 Jahre, um zu uns zu gelangen, ja Herschel, der Vater, glaubte, daß das Licht wohl 2 Millionen Jahre brauche, um von den fernsten Lichtnebeln, die sein 40füßiger Refraktor erreichte, zu uns zu gelangen, und das Licht macht 41,518 geographische Meilen in einer Sekunde! So erhebt sich, wie A. v. Humbold in seinem Kosmos bemerkt, auf einfachen Prämissen der denkende Mensch zu ernsten höheren Ansichten der Naturgebilde, da wo in den tief

vom Licht durchströmten Gefilden „wie Gras der Nacht Myriaden Welten keimen." Dort oben am Himmelszelt offenbart sich uns die Natur von einer ganz tieferen Seite. Die ewige Dauer und Unveränderlichkeit aller Hauptglieder der sichtbaren Welt, die wir dort wahrnehmen, hebt in uns die Hoffnung der Unsterblichkeit; die vollkommene Ordnung, die oft auf die kleinsten Umstände, auf einen Zufall, wie wir es nennen, gegründet ist, und deren scheinbare Störungen selbst zur Erhaltung des Ganzen dienen, weiset uns auf das Walten einer allweisen Vorsehung hin, die für das Ganze wie für jedes einzelne ihrer Wesen nach Zweckbegriffen sorgt. Die verständige Einrichtung im unendlichen Weltgebäude beseitiget die stupiden und kleinlichten Ansichten des rohen Materialismus oder Pantheismus, welche nur die beschränkte und ideenleere Naturkunde der Oberfläche unseres Erdbodens erzeugen kann und führt uns zur demüthigen Anbetung des Allerhöchsten hin. Doch ist der Mensch nach seinem Geistesleben noch größer als alles, was die Herrlichkeit der sichtbaren Schöpfung in sich schließt, höher als alles, was ihn umgiebt, er birgt in seinem Geiste die Geheimnisse einer übersinnlichen Welt wie den Schlüssel zum Verständniß der sinnlichen, diese ist ihm zu enge noch, er kann in Gott allein seine Ruhe finden.

§ 123.

Vermöge seines Berufes wird der Arzt beständig Zeuge von der Gebrechlichkeit der menschlichen Natur, der Abhängigkeit des Geistes von dem Körper; faßt er einseitig nur diese auf, so wird er bald dem Irrthum einer bloß thierischen Ansicht vom Menschen unterliegen, nicht ein bloßes Vereintsein des Geistes und des Leibes in ihm, sondern ein Einssein beider anzunehmen, Seele und Geist im Menschen nur als höhere Ausbildungen seines materiellen Daseins aufzufassen, das eigenthümliche Wesen und Sein beider Erstern zu läugnen, weil sie auf dem anatomischen Theater nicht als Präparate vorgewiesen — nicht secirt werden können. Vor derlei Abirrungen, die so unglücklich für das Leben sich ausgestalten, bewahrt die Philosophie, welche die höhere Naturseite des Menschen erforscht, sie deckt die Trugschlüsse des Materialismus auf, und bringt uns die eigenthümliche Selbständigkeit und Macht

des Geistes zur Kenntniß. Wohl sind Seele und Leib im Wesen des Menschen vereinigt, aber deswegen sind sie noch keineswegs eines, weder kann das Geistige von dem Körperlichen, noch Dieses von Jenem abgeleitet und erklärt werden. Die Quelle der Wahrnehmungen und Erfahrungen ist in der Körperlehre (Physiologie) durchaus eine andere, als in der Seelenlehre (Psychologie). Letztere hat es mit Gegenständen des inneren Sinnes, die blos die Zeit erfüllen, zu thun, d. h. mit Vorstellungen, Gefühlen, Willensthätigkeiten der Seele, die wir niemals als Beschaffenheiten des Körpers erkennen, da in ihnen von Raum und Raumerfüllung gar keine Spur ist. Die Körperlehre oder Physiologie dagegen geht von Wahrnehmungen der äußeren Sinne aus und betrachtet nur organische Gebilde aus Materie zusammgengesetzt, nur Beschaffenheiten des im Raum gestalteten, beweglichen. So lange daher bei den Untersuchungen über die Empfindungen der Sinne noch die Rede ist von der Brechung der Lichtstrahlen von dem äußern Bilde auf der Netzhaut des Auges, von den Schwingungen der Luft und der Reproduktion der Klangfiguren in unserem Ohre u. s. f., befindet man sich immer noch auf dem Gebiete des Körperlichen, der Physik und Physiologie. Die Seelenlehre dagegen hat es nur mit dem zu thun, was im Innern — im Leben der Seele und des Geistes vorhanden ist; dort aber finden sich weder Nerven noch Affektionen derselben, sondern nur Anschauungen, Vorstellungen, Gefühle, Begriffe, Ideen — Thätigkeiten und Offenbarungen eines immateriellen Prinzipes. — So unläugbar also der Zusammenhang ist, in welchem Seele und Leib bei sinnlichen Vorstellungen, Gefühlen und Willensthätigkeiten, beim Schlafen und Wachen, in Gesundheit und Krankheit zu einander stehen, so ist dennoch das innere Leben der Seele und deren Thätigkeit dem Wesen nach von jenen des Körpers verschieden, und beide Gebiete müssen darum auch von unserem Erkennen in gesonderten Sphären festgehalten werden, ohne daß wir das Eine von dem Andern ableiten dürfen, obwohl sie in ihrem ewigen Grunde vereint auch in der Erscheinung dieselbe Idee und Gesetzmäßigkeit in sich tragen, weswegen auch eine Erkenntniß der Sinnenwelt oder der Natur für den Geist und eine Einwirkung der Natur auf den Geist möglich ist. — Was der Physiologe auch

unternehmen mag, einen Zusammenhang zwischen den feinsten Bewegungen der Materie mit einem Gedanken vermag er nicht nachzuweisen, so wenig er die Aehnlichkeit aufzufinden weiß, die zwischen den Schwingungen eines Nerven und den Bewegungen des Bewußtseins liegen könnte. Alle Nerven konzentriren sich im Gehirne, und auch dieses ist trotz aller Forschungen für die Physiologen bis auf den heutigen Tag ein verschlossenes Buch geblieben, wenn es darauf ankommt, in ihm den geheimnißvollen Uebergang vom Sinnlichen zum Geistigen aufzuweisen.

§ 124.

Durch die Philosophie gewinnt auch der Rechtsgelehrte eine edlere Ansicht und Anwendung von seinem Berufe, welcher sonst bloß handwerkmäßig betrieben, wie schon Plato und Cicero bemerken, den Geist zur Erde niederzieht. Sie mildert den schädlichen Einfluß der juristischen Praxis auf die Sinnesart und den Charakter. „Es ist eine wahre Pest unseres Berufes, läßt Walter Scott im Astrologen einen Juristen sprechen, daß wir selten die beste Seite der Menschennatur zu sehen bekommen, und daß er uns mehr als jeder Andere mit der menschlichen Thorheit und Verworfenheit vertraut macht, wiewohl er viele bösen Stoffe von der Gesellschaft ableitet. Die bürgerliche Rechtspflege hat neben der herrlichen Bestimmung Leben und Tugend, Recht und Gut der Menschen zu schützen und zu schirmen, noch die unangenehme Obliegenheit, gleich dem Schornstein den Rauch fortzuführen, der im ganzen Hause herumzieht und den Leuten in die Augen beißt, kein Wunder also, daß im Rauchfang selbst (den Advokaten) sich etwas Ruß ansetzt."

§ 125.

Wie mag endlich der Theologe in seinem erhabenen Lebensberufe bestehen, wenn er der philosophischen Bildung ermangelt? — Wohl soll er vor Allem die Lehre des Herrn praktisch üben, um „zu erkennen, daß sie aus Gott ist", wohl vermag er auf dem goldenen Wege lebendigen Glaubens und wahrer Frömmigkeit zu jener innern Erleuchtung und Ruhe zu gelangen, welche ohne diese Tugenden selbst die Wissenschaft nie gewährt. — Um aber

als ein Licht zu leuchten auf dem Leuchter seiner Kirche darf er die göttliche Wissenschaft nicht wie einen Gypsabdruck behandeln, bloß von außen her betrachten oder nur auf mechanische Weise sie seinem Gedächtnisse einprägen, er muß sie von innen heraus als ein lebendiges Ganzes erfassen, im Zusammenhange ihre Theile zu entfalten wissen, die das Ganze tragende und alle Glieder durchleuchtende Grundidee sich zum Bewußtsein bringen, kurz nach dem erhebenden Beispiele der großen Kirchenlehrer der Vorzeit die höhere Einigung der Religion und der Wissenschaft gefunden haben, aus welcher jene starken Ueberzeugungen entspringen, die in den Prüfungen und Wechselfällen des Lebens dem Geistlichen eine so wichtige Stütze bieten. Richtet solche religiöse Philosophie sein Auge nicht beständig vom Irdischen zum Ueberirdischen hin, wie mag er die Lockungen des gemeinen Lebens überwinden, wie wird er fähig sein, seinen Seelengenuß in der Förderung der Ehre Gottes, in der Pflege der Wissenschaften, in den Opfern für das Wohl seiner Mitmenschen zu finden? Wie einflußreich ist aber die höhere Bildung für seine Berufswirksamkeit! In einer so verkommenen Zeit, wo Jeder, wäre er auch noch so unwissend und verwildert, sich seine Religion und Weltanschauung selber fabriziert und in der Verneinung alles Höheren seine ganze Weisheit sucht, muß wohl vor allen Andern der Diener der Religion im Stande sein, die Oberflächlichkeit solcher Aufklärerei mit dem Lichte der göttlichen Wissenschaft zu beleuchten, den Irrthum, der so viele Menschen gebunden hält, mit der ewigen Wahrheit zu verdrängen und die Lehre solcher Tagesweisheit mit Einsichten in den Grund zu beschämen, d. h. er muß, um mit dem Apostel zu reden, Rechenschaft geben können über den Grund des Glaubens und der Hoffnung, die er zu verkünden berufen ist. Geistlose Geistliche — was kann es Widersprechenderes geben, gebildete Priester, deren Leben mit ihrer Würde im schönen Einklang steht, was kann erhebender sein! —

§ 126.

Die menschliche Gesellschaft wird in dem Maße glücklich sein, als in ihr die materielle Wohlfahrt wohl besorgt, das Volk von weisen Gesetzen, gerechten Gerichten und Obrigkeiten regiert,

Künste und Wissenschaften gefördert, Kirche und Religion blühend erhalten werden. Alle diese Institutionen, von denen die ganze Wohlfart der menschlichen Gesellschaft abhängt, beruhen auf Ideen, deren Erkenntniß in wahrer oder falscher Richtung die Philosophie vermittelt, ihr entscheidender Einfluß auf die öffentlichen Zustände der Völker ist daher nicht zu verkennen, — wird durch die Geschichte aller Zeiten bestätigt.

Wie die in Sophistik und Epikureismus ausgeartete Philosophie so wesentlich zur Auflösung des griechischen Staates und Lebens beigetragen, so bereitete sie auch, wie W. Menzel schreibt, neben anderen Ursachen unter den Kaisern den Untergang des römischen Weltreiches vor. Der Glaube an die alten Götter war schon unter Kaiser Hadrian im Volke tief gesunken und in Magie und Dämonendienst zum finsteren Aberglauben ausgeartet. Wohl versuchte zwar der edle Plutarch, auf die Ideen des Kaisers eingehend, durch den Platonismus die ideale Seite des alt-mythologischen Glaubens zu retten, allein die negative Philosophie der Sceptiker und Satyriker, wie jene des Lucians, ergoß sich im Spotte über das bisherige religiöse Bewußtsein, ohne im Stande zu sein, selbes mit einem bessern Inhalt zu erfüllen, und während die Epikuräer nur an den unmittelbaren Sinnengenuß glaubten, schlossen sich die Stoiker im selbstgefälligen Gefühle vornehm von der Masse des Volkes ab. Redliche Stoiker wurden sodann durch ihre ernste Geistesrichtung, fühlende Epikuräer durch die Reue dem Lichte des Christenthums entgegen geführt.

Die seichte und gottlose Sophistik der fränzösischen Encyklopädisten hatte unter den Augen einer sorglosen und verkommenen Regierung vorerst bereits über ein Menschenalter die Begriffe von Recht und Staat, von Wissenschaft und Tugend, von Kirche und Religion theils verkehrt, theils geläugnet und den Abschaum solcher Verneinung an die Stelle der früheren positiven Lehren in dem Bewußtsein der Menge zu setzen gewußt, kein Wunder daher, daß beim ersten Stoße die Institutionen der Gesellschaft in Trümmer fielen, nachdem sie längst schon im Bewußtsein des Volkes ihren innern Haltpunkt verloren hatten. Frankreich glich einem Meere von Blut und Thränen, bedeckt mit den Trümmern der Glückseligkeit früherer Zeiten, auf denen blutdürstige Demagogen ihre

selbstsüchtigen Zwecke verfolgten, ohne sie jemals zu erreichen. — Dies hat im Verbande mit den Verirrungen von oben bis unten jene schlechte Philosophie gewirkt, die sich für synonim mit Gottesläugnerei ausgab. — Wäre der Charakter des deutschen Volkes nicht so entschieden positiv, treu und gutgeartet, die negative Philosophie, die besonders seit Fichte die deutschen Schulen durchsäuerte, hätte ihm kein besser Loos zubereitet. Denn wenn, wie die neueste Schule der Kreaturvergötterung lehrt, Gott und die Welt, das Ueberirdische und Irdische von Geburt aus eines sind, wenn in dem Diesseits der ganze Inhalt der innern und äußern Erfahrung aufgeht, und jede moralische Verpflichtung für den Menschen, die sein diesseitiges Leben überschreitet, als widervernünftig verpönt werden darf, — welcher Einfluß auf die menschliche Gesellschaft ist von derlei Lehren abzusehen? Ist der lebendige Gott an das allgemeine Wesen der Welt vertauscht, der nur im Menschengeiste seiner selbst bewußt wird, ist, was man bisher Weltschöpfung nannte, nur ein nothwendiger Prozeß der blinden Substanz, der erst in Folge dieses Entwicklungsprocesses zum Geiste sich verklärt, dann muß auch folgerichtig in der Geschichte das blinde Fatum der Heiden an die Stelle der göttlichen Vorsehung der Christen treten, das Böse als ein nothwendiges Moment in der Entwicklung des Guten erscheinen, die Erde zum Paradies, die Zeitlichkeit zur Ewigkeit gemacht, die persönliche Unsterblichkeit zu einem Aufgehen in die Substanz begrifflich umgebildet werden. Geräuschlos aber unermüdet hat der Geist dieses Philosophismus das Reich der Intelligenz zu erobern gesucht und ist in unserer Zeit bemüht, auch im Gebiete des Lebens seinen Thron aufzuschlagen. Unter dem Schilde der „freien Wissenschaft" hat er die Lehrstühle und Literatur größtentheils gewonnen, da es ihm aber im Reiche der Gedanken zu enge geworden, ist er allmälig zu einem Weltriesen von Millionen Köpfen, Händen und Füßen ausgewachsen, deren entflammte Gierden nur den Moment ihrer Entfesselung erwarten, um das Dasein aller bisherigen Institutionen der menschlichen Gesellschaft in Frage zu stellen. Die Früchte, die die falsche Wissenschaft für das Leben trägt, lassen nie lange auf sich warten. Fällt die Lehre dahin, daß das Ich ein beschränktes individuelles sei, das zur Gottähnlichkeit erst muß

herangebildet werden, wie sollte es dem Menschen noch einfallen, zur Erreichung einer ewigen Bestimmung die Kräfte und Tage seines irdischen Daseins zu weihen? Ist es richtig, daß das Wesen des Geistes identisch ist mit dem Wesen der Materie, wozu dann bedarf es noch eines Kampfes des Geistes gegen das Fleisch? Der Wissende ist ja frei geworden vom Gesetze, nur auf der Stufe der Unfreiheit waltet noch der Kampf, nur für die Unfreien passen noch die politischen und religiösen Institutionen — Staat und Kirche, für den Freien sind sie, wie diese Schule lehrt, ohne alle Bedeutung, er ist davon emanzipirt, er folgt lediglich dem Gesetze des Geistes. Was „der Herren eigener Geist" ist, wird als Geist der Geschichte, der Zeit und des Fortschrittes ausgerufen, dem selbstgemachten Rechte muß das historische — der selbstgebildeten Religion der alte Gottesglaube weichen, vor keinen, auch den furchtbarsten Folgen darf der Eingeweihte mehr zurückschrecken. Wenn alles Bestehende gebrochen, Staaten und Kirchen in Trümmer geworfen, die Welt in einen Aschenhaufen verwandelt worden, setzt sich der Geist der Verneinung oben auf dem Aschenberge fest und bekennt im gottlästernden Uebermuthe mit dem frechen Dichter:

> Was thue ich mich mit Gespenstern plagen,
> Kann also zu mir selber sagen:
> Ich bin der Gott, den die Welt im Busen hegt,
> Ich bin der Geist, der sich im All bewegt.

Möge, erlaubt sei der Wunsch! das Herz der deutschen Jugend vor dem Feuerbrande solcher Wissenschaft bewahrt, möge das deutsche Volk von den schrecklichen Früchten derselben verschont bleiben! —

§ 127.

Aus den allseitigen Beziehungen der Philosophie ist daher leicht ihre erhabene Stellung zu ermessen, die sie im Gebiete des Geistes einnimmt; nach ihrer immanenten Beziehung führt sie das Bewußtsein des menschlichen Geistes zur höchsten Stufe seiner Entwicklung, nach ihrer emanenten aber verleiht sie als die Grundwissenschaft den einzelnen Wissenschaften ihre Einheit, Begründung und Organisation, sie veredelt und begeistiget die schönen Künste, sie durchdringt und umbildet nach sich das Leben

der Menschen, sie ist also wohl ein Gut zu nennen, das um seiner selbst willen zu lieben und mit aller Begeisterung anzustreben ist. Ueber ihren unsterblichen Werth spricht sich Cicero in den Tuskulanischen Fragen also aus: „Alle unsere Verschuldungen und Fehler müssen durch Philosophie berichtiget und verbessert werden. Schon von früher Jugend an, durch Neigung geleitet, warf ich mich in ihren Schooß. Durch schwere Unfälle und so manchen harten Sturm umhergeworfen, floh ich zurück in ihren Hafen, den ich verlassen hatte. O Führerin des Lebens, Forscherin der Tugend, Bannerin des Lasters — Philosophie! Was wäre ich ohne dich, was wäre ohne dich überall das Menschenleben? Du hast Städte gegründet, hast die zerstreuten Menschen zur Lebensgesellschaft gesammelt, hast sie durch gemeinsame Wohnungen, durch Bande der Ehe, durch Gemeinschaft der Sprache und Künste miteinander näher verbunden. Du weise Erfinderin der Obrigkeiten, der Gesetze und der Sittenzucht. Wir flehen zu dir, suchen Hilfe bei dir. Früher widmeten wir uns dir nur zum Theile, von nun an werden wir uns dir ganz und gar weihen. Ein Tag, den wir nach deinen Geboten gelebt, ist besser als eine sündige Unsterblichkeit. Wer anders mag und wird uns helfen als du? Du hast Lebensruhe uns geschenkt und den Schrecken des Todes besiegen uns gelehrt. Und doch — schließt Cicero — wird die Philosophie bei weitem nicht so hoch geschätzt, wie sie es um das Leben der Menschen verdient. Manche sogar schätzen sie gering und lästern sie — die Schöpferin des Lebens. Allein wer darf es wagen, mit diesem Verrathe sich zu beflecken und zu solch abscheulichem Undank herabzusinken, daß er die Philosophie anklage und verdamme, die er doch ehren sollte, wenn er sie auch nicht zu fassen vermag!“ So spricht ein Weiser des Alterthums, dem das Licht der christlichen Religion noch nicht leuchtete, darum er die Philosophie über alles erhebt, bei der er Wahrheit und Trost zu finden hoffte.

Dritte Abtheilung.

Die Gliederung der Philosophie.

§ 128.

Ist bisher die Philosophie nach ihrem Begriffe und nach ihrer Relation erörtert worden, so bleibt noch übrig, sie nach ihrer Gliederung darzustellen. Die Gliederung der philosophischen Wissenschaft hat zur Aufgabe, die verschiedenen Theile derselben aus einem Prinzipe organisch zu entfalten und von einer Centralanschauung aus die Einsicht in den innern und nothwendigen Zusammenhang aller Theile und Glieder des wissenschaftlichen Ganzen zu ermöglichen. Je nach den verschiedenen Systemen ist auch die philosophische Wissenschaft selbst verschieden eingetheilt worden, so daß so viele Eintheilungen als Begriffsbestimmungen (Definitionen) von derselben aufzufinden sind. Wenn die Definition den Inhalt eines Begriffes bestimmt, so stellt die Eintheilung (Division) den Umfang desselben durch vollständige Aufzählung seiner wesentlichen Theile oder Glieder dar. Wird nun aber der Begriff der Philosophie irrig oder schief bestimmt, wird der Eintheilungsgrund einseitig aufgestellt, werden in Folge dessen die Theile oder Glieder der Philosophie unvollständig oder gegen die Ordnung der natürlichen Reihenfolge, der Ueber- und Unterordnung aufgezählt, so muß die Gliederung dieser Wissenschaft nothwendig unganz und einseitig ausfallen. Um die begriffsgemäße Gliederung der philosophischen Wissenschaft auszumitteln, wird es sonach zweckdienlich sein, die bisherigen Eintheilungen der Philosophie historisch und kritisch vorzuführen, hierauf den richtigen Eintheilungsgrund aufzusuchen und endlich die organische Gliederung der Philosophie nach ihren wesentlichen Theilen vorzunehmen.

Erstes Hauptstück.

Kritik der bisherigen Eintheilungen der philosophischen Wissenschaft.

Eintheilung der Philosophie nach Plato.

§ 129.

Da Plato selbst keine systematische Darstellung seiner Philosophie und somit keine Gliederung derselben in besondern Sphären nach

einem durchgeführten Eintheilungsprinzip, sondern nur die Geschichte seines Denkens und die Darstellung seiner philosophischen Entwickelung in seinen Schriften hinterlassen hat, so kann bei ihm auch von keiner bestimmten Eintheilung der Philosophie die Rede sein. Dennoch hat man das platonische System zuweilen in den theoretischen und praktischen Theil, oft auch in die Philosophie des Wahren, des Guten und des Schönen eingetheilt. Richtiger jedoch ist eine andere Eintheilung, die sich auf die Berichte des Aristoteles und des Sextus Empirikus fußet, welche sagen; Plato habe zuerst die bei den übrigen Philosophen zerstreuten Glieder der Philosophie in ein Ganzes vereiniget und drei Theile der Philosophie unterschieden:

Die Dialektik oder Logik (λογίκον μερος),
die Physik (φυσίκον μερος),
die Ethik (ἠθίκον μερος).

Wohl mag nun Plato, wie Sextus Empirikus andeutet, die Unterscheidung dieser Theile begrifflich in seinen Schriften niedergelegt haben, ohne daß er sie jedoch mit aller Bestimmtheit ausgesprochen hat. Erst seine Schüler Xenokrates und Aristoteles haben diese Eintheilung ausdrücklich anerkannt, und in die genannten drei Theile läßt sich auch das platonische System füglich einordnen. Zwar wird in mehreren Gesprächen bald in größerer bald in geringerer Mischung das Logische, Ethische und Physische mit einander verbunden, und auch da, wo Plato in seinen Dialogen die speziellen Disziplinen abhandelt, läßt er immer die Eine in die Andere ausmünden, wie ihm denn die Physik in die Ethik ausgeht und die Ethik überall auf die Physik zurückgeht, die Dialektik durch das Ganze sich durchzieht. So wird man im Timäus den vorherrschend physischen, in der Republik den vorherrschend ethischen Inhalt nicht verkennen können. Der Theätet steigt vom Ethischen zum Theoretischen hinauf, worin Plato den Begriff des Scheines in der sinnlichen Erkenntniß und die Realität der Ideen in der Vernunfterkenntniß, dagegen in der Trilogie des Sophisten das gegenseitige Verhältniß der Ideen, im Parmenides aber ihr Verhältniß zur Erscheinungswelt erörtert. Im Sinne Platons geht die Dialektik der Ordnung nach allen anderen Disziplinen voran, da sie die Idee festzustellen hat, von wo aus er die kon-

kreten Sphären der beiden andern beleuchtet, dann folgt die Physik, die in die Ethik ausmündet; die Ethik bildet den Schluß und hat die physischen Untersuchungen über die beseelende Kraft in der Natur zu ihrer Grundlage.

Die Platonische Eintheilung der Philosophie mußte unvollständig ausfallen, weil er 1. den Standpunkt der Ideenlehre unmittelbar, d. h. ohne die nothwendige kritische Vermittlung aufstellte und weder die Sinneserkenntniß von der Verstandeserkenntniß noch diese von der Vernunfterkenntniß gehörig auszuscheiden und selbe wieder auszugleichen wußte; weil er 2. den Inhalt oder die Objekte der philosophischen Wissenschaft nicht scharf genug unterschied und wieder einte, welche Confundirung in der Darstellung der Wissenschaft selbst die Vermengung der Logik, Ontologie und Metaphysik nothwendig zur Folge haben mußte; weil er endlich 3. das Leben des Geistes einseitig nur nach dessen ethisch-politischer Richtung und nicht nach seiner Totalität auffaßte, und darum auch nothwendige Sphären und Fragen desselben in seiner Philosophie unberücksichtiget lassen mußte.

Eintheilung der Philosophie nach Aristoteles.

§ 130.

Gewöhnlich nimmt man an, Aristoteles habe die Philosophie in einen theoretischen und in einen praktischen Theil ausgeschieden. Ist diese Eintheilung in den Aristotelischen Schriften wirklich begründet, so erweist sich ihre Mangelhaftigkeit darin, daß sie weder alle Sphären unseres Bewußtseins, noch alle Objekte des Erkennbaren, deren wissenschaftliche Erkenntniß die Philosophie vermittelt, in sich begreift, somit in ihren Theilungsgliedern unvollständig ist und daß sie zugleich einen Dualismus unvermittelt bestehen läßt, während im Gebiete des Geistes subjektiv das Erkennen und Wollen durch das Gefühl und das Gemüth, objektiv aber die Wissenschaft und die Moral unter sich durch die Kunst ausgeglichen und durch die Religion vollendet werden. In Wahrheit läßt sich aber aus der stückweisen Vorlage der aristotelischen Schriften schwer eine systematische Eintheilung herausfinden.

Jede seiner Schriften bildet gleichsam eine selbständige, in sich abgeschlossene Monographie, ohne daß der Verfasser irgendwo einen Grundriß oder eine Uebersicht durchblicken läßt. Bald unterscheidet er theoretische und praktische Wissenschaft, bald stellt er neben diese noch eine hervorbringende Wissenschaft, bald spricht er wie Plato, von drei Theilen, der Logik, Physik und Ethik.

Die Eintheilung der Philosophie nach der Leibnitz-Wolfischen Schule.

§ 131.

Diese Schule hat die Philosophie in einen theoretischen und praktischen Theil abgetheilt:

I. Zur theoretischen Philosophie wurde gezählt

1) die Logik als die Wissenschaft von den Gesetzen und Formen des Denkens mit den Unterabtheilungen

a. der reinen Logik oder der Lehre von den Gesetzen und Formen des Denkens an und für sich,

b. der angewandten Logik oder der Lehre von der Anwendung jener Gesetze und Formen im wirklichen, mit dem konkreten Inhalt erfüllten Denken, und

c. der Methodologie oder der Lehre von der Verfahrungsweise, die einzuhalten ist, um die Wissenschaft zu konstruiren. Zum theoretischen Theile wurde ferner gezählt:

2) die Metaphysik als die Wissenschaft von dem Grunde der Totalitäten oder Ideen, die sich der menschlichen Vernunft ankündigen, nämlich das abstrakte Sein, die Seele, die Welt und Gott, woraus sich die folgenden Theilglieder der Metaphysik ergeben:

a. die Ontologie oder die Lehre von den abstrakten Bestimmungen des Seins und Wesens,

b. die rationelle Psychologie oder die Lehre von der Natur, den Vermögen und Zuständen der menschlichen Seele, ihrer Bestimmung und Unsterblichkeit,

c. die rationelle Kosmologie oder die Lehre von der Welt, ihrer Zufälligkeit, Nothwendigkeit, Begränztheit, von der

Freiheit des menschlichen Willens und den physischen und moralischen Uebeln in der Weltordnung, Optimismus u. s. f.

d. die rationelle Theologie oder die Lehre von Gott, seinem Wesen, seinen Eigenschaften und seinem Zusammenhange mit der Welt.

II. Der praktische Theil der Philosophie umfaßte

1) die Moralphilosophie oder die Wissenschaft von den Gesetzen des Sittlichguten und ihrer Anwendung im innern Leben des Menschen;

2) die Juridik oder die Wissenschaft von dem natürlichen Rechte und seiner Anwendung im socialen Leben der Menschen.

Abgesehen von dem unvermittelten Dualismus zwischen dem Theoretischen und Praktischen, den diese Eintheilung enthält, ist ein anderer Mangel darin zu finden, daß sie einerseits von der Möglichkeit einer Erkenntniß des Uebersinnlichen ausgeht und sie an den Realitäten anwendet, ohne sich in der dialektischen Disziplin über diese Voraussetzung gehörig zu rechtfertigen und daß sie anderseits das Universum nur als ein Abstraktum behandelt, nicht aber als einen nach Ideen in sich gegliederten — lebendigen Organismus auffaßt, dessen ideales Gegenbild die philosophische Wissenschaft darstellen soll.

Die Eintheilung der Philosophie nach Kant und Fichte.

§ 132.

Die kantische Philosophie ist vorzugsweise eine kritische Untersuchung über das Erkenntnißvermögen; darum mußte sie nach dieser subjektiv-idealistischen Richtung den Eintheilungsgrund der Philosophie rein subjektiv aus dem Erkenntnißvermögen selber entnehmen. So viele Seiten oder Stufen daher Kant dem letztern abgewinnen konnte, so vielfach hat sich auch seine Kritik desselben oder sein philosophisches System ausgegliedert. Im Erkenntnißvermögen des Geistes unterschied er die theoretische und die praktische Vernunft und als die Mitte beider die ästhetische Urtheilskraft, wornach die kantische Philosophie drei Haupttheile enthält:

I. Kritik der theoretischen (reinen) Vernunft mit den Unterabtheilungen:

1) Transcendentaler Empirismus oder Prüfung der Sinneserfahrung,

2) transcendentale Analytik oder die Prüfung über den Ursprung und die Form der Verstandesbegriffe,

3) transcendentale Dialektik oder Prüfung der in der Vernunft sich ankündenden Ideen der Seele, der Welt und Gottes.

II. Kritik der praktischen Vernunft:

1) mit der Analytik oder Prüfung der subjektiven Bedingungen des Sittlichguten, der Freiheit der Maximen, Triebfedern, Moralität und Legalität des Willens,

2) mit der Dialektik oder der Untersuchung über das höchste Gut, welches die höchste Tugend und die höchste Glückseligkeit ist, da beide verwirklichet werden müssen, fordert die Tugend die Unsterblichkeit der Seele, die Glückseligkeit, die der Tugend gebührt, das Dasein Gottes.

III. Die Kritik der Urtheilskraft insbesonders der ästhetischen hat in ihrem analytischen und dialektischen Theile die Bedingnngen des Schönen und Erhabenen zu untersuchen und auszumitteln.

War Kant in der Lehre von der Sinneserfahrung bei dem Satze stehen geblieben, daß wir nur die Erscheinung, nicht das Ding an sich erkennen können, und hatte er in seiner transcendentalen Dialektik das trostlose Resultat gewonnen: daß es unerkennbar bleibe, ob unseren Ideen und synthetischen Urtheilen von Seele, Welt und Gott wirklich eine objektive Realität und Gültigkeit zukomme oder nicht, so mußte nothwendig seine Philosophie in den Kreis einer bloßen Kritik der subjektiven Vernunft festgebannt stehen bleiben, ohne in sich die Fähigkeit zu besitzen, zur Erkenntniß der vollen Objektivität vorzudringen und in positive Metaphysik sich auszubilden, weswegen sie auch nur für die Logik und Dialektik von besonders wichtiger Bedeutung ist. Noch subjektiver als bei Kant gestaltete sich die Philosophie bei Fichte, dessen System in der ersten Phase seiner Entwicklung in theore-

tische und praktische Philosophie oder in die Wissenschaftslehre und in die Rechts- und Sittenlehre abgetheilt wird.

Die Eintheilung der Philosophie nach Schelling.

§ 133.

Die Philosophie soll nach Schelling die wissenschaftliche Konstruktion des Absoluten an sich und nach seiner Offenbarung in der Natur und im Geiste sein, wornach sie drei Theile in sich schließt:

I. Die Philosophie des Absoluten oder die Lehre von dem Absoluten als der Identität des Idealen und Realen an sich, wie es von der intellektualen Anschauung der Vernunft erkannt wird und in dieser (vorgeblich) sich selbst erkennt.

II. Die Naturphilosophie, welche die Offenbarung des Absoluten in der Natur lehrt und die vollkommene Darstellung der Intellektualwelt in den Gesetzen und Formen der erscheinenden Welt — sonach Darstellung der Identität der Natur mit der Idealwelt sein soll.

III. Die Transcendentalphilosophie oder die Philosophie des Geistes, und zwar:

1) mit dem theoretischen Theile, welcher vom Prinzipe des Wissens — dem Selbstbewußtsein ausgeht und die Geschichte desselben nach seinen nothwendigen Stadien oder Epochen (Empfindung, Anschauung, produktive Anschauung, Abstraktion und Willensthätigkeit) entwickelt,

2) mit dem praktischen Theile oder der Philosophie der Geschichte als der fortlaufenden Offenbarung des Absoluten in bestimmten Weltaltern, endlich

3) mit der Philosophie der Kunst oder der Wissenschaft von dem Natur-Schönen und dem Kunst-Schönen.

In späterer Zeit stellte Schelling noch eine Philosophie der Offenbarung auf, welche hier nicht weiter in Betracht gezogen werden kann. Schelling ist nicht nur in seinen Standpunkten und Grundansichten sich nicht immer gleich geblieben, sondern er war auch nicht im Stande, seiner Philosophie eine dem Inhalte

angemessene, systematische **Form** zu geben, welche doch aus der Konstruktion des Absoluten nach allen in ihm liegenden Momenten nothwendig hätte hervorgehen müssen, falls das schellingsche Prinzip vom absoluten Erkennen, welches die intellektuale Anschauung in sich beschließen soll, ein wahres und gültiges gewesen wäre. Abgesehen von dem bezeichneten Mangel beschränkt sich dieses System blos auf eine Metaphysik des Absoluten, der Natur und des Geistes, ohne in einem vorbereitenden Theile seinen Standpunkt wissenschaftlich gerechtfertiget zu haben, weswegen dann auch die Disciplinen der Logik und der Dialektik keine selbständige Stellung und Behandlung in ihm finden.

Die Eintheilung der Philosophie nach Hegel.

§ 134.

Im Sinne Hegels ist die Philosophie die Wissenschaft des Geistes von sich selbst, der alle Bestimmungen des Seins und Denkens in sich vereiniget. Diesen Standpunkt des sogenannten absoluten Wissens oder des sich selbst als alles Sein wissenden Geistes suchte Hegel in einem propädeutischen Theile seiner „Phänomenologie des Geistes" zu begründen, worin er eine Geschichte des **erscheinenden** Bewußtseins oder eine Entwicklung der Bildungsepochen des Bewußtseins auf dem Wege zum philosophischen Wissen giebt. Die innere Entwicklung des Bewußtseins besteht darin, daß ihm jedesmal sein eigener Zustand, in dem es sich befindet, gegenständlich oder bewußt wird und es durch dieses Wissen von seinem Sein immer eine neue Stufe, einen höhern Standpunkt erreicht. Diese Stufen sind: das Bewußtsein ist zuerst als **sinnliche** Gewißheit vorhanden oder als das Dieses und als das Meinen, dann als **Wahrnehmung**, welche die Gegenstände schon auffaßt als Ding mit Eigenschaften, weiter als **Verstand**, d. h. die Auffassung der Gegenstände nach innerer Unterscheidung zwischen Kraft und Aeußerung, Wesen und Erscheinung, Innerem und Aeußerem. Von hier aus wird nach dieser Lehre das Bewußtsein, das in seinem Gegenstande und dessen Bestimmungen nur **sein eigenes Wesen** faßt und erkennt, für welches also alles Andere, als ein Anderes aufgehoben ist, zum sich selbst gleichen

Ich — zur Wahrheit und Gewißheit seiner Selbst — zum Selbstbewußtsein. Das Selbstbewußtsein — zum allgemeinen Selbstbewußtsein geworden oder als Vernunft durchläuft gleichfalls wieder eine Reihe von Entwickelungsstufen, bis es als Geist, als die, mit der seienden Vernünftigkeit vermittelte, mit der vernünftigen Außenwelt gesättigte, über das natürliche und geistige Universum als ihr Reich ausgebreitete Vernunft sich darstellt. Der Geist durchgehend die Stufen der Sittlichkeit, Bildung, Moralität und Kunst wird zur Religion, die Religion selbst in ihm zum absoluten Wissen, worin das Denken sich als das Sein und umgekehrt begreift. Was demnach bei Schelling die Identität oder Indifferenz des Idealen und Realen, ist bei Hegel der apriorische Indifferenzpunkt alles Natürlichen und Geistigen, oder die reine Idee — das noch ununterschiedene Allgemeine in der Vernunft, welches in der Natur sich zu seinem Anderssein umbildet und als Geist auf höherer Stufe zu sich zurückkehrt. Diese Philosophie erhält daher drei ihrem Inhalte angemessene Theile:

I. Die Wissenschaft der Logik oder die Entwickelung der reinen, allem natürlichen und geistigen Leben zu Grund liegenden Denkbestimmungen der Idee, mit anderen Worten die logische Entfaltung des Absoluten, welche 1) die Ontologie oder die Lehre vom Sein (nach Qualität, Quantität und Quantum), 2) die Lehre vom Wesen (Wesen, Erscheinung und Wirklichkeit), 3) die Lehre vom Begriffe und der Idee entfaltet.

II. Die Naturphilosophie oder die Entwickelung der Idee im Zustande ihres äußeren Seins 1) als Materie (Mechanik), 2) als Kraft (Physik) und 3) als Leben (Organik).

III. Die Philosophie des Geistes oder die Darstellung der Idee in der Rückkehr aus ihrem Anderssein in ihr Fürsichsein, d. h. Entwickelung der idealen Welt oder des konkreten — in Recht, Sitte, Staat, Kunst, Religion und Wissenschaft sich bethätigenden Geistes, der in dieser Entwickelung 1) als subjektiver, 2) als objektiver und 3) als absoluter Geist begrifflich zu erkennen ist.

Hat auch diese Philosophie in ihrer Systematik eine Form gewonnen, die ihrem Inhalte im Allgemeinen ganz adäquat ist, so

wird in der Dialektik näher nachgewiesen werden, daß ihr Standpunkt eine unbegründete und falsche Voraussetzung sei, die mit unserm unmittelbaren und wissenschaftlich vermittelten Bewußtsein im vollen Widerspruche steht.

Zweites Hauptstück.

Der richtige Eintheilungsgrund.

§ 135.

So verschieden die Methoden (Verfahrungsweisen) sind, die bei der philosophischen Wissenschaft angewendet werden, so verschiedenartig wird auch der Grund zu ihrer Eintheilung bestimmt worden sein. Um den richtigen Eintheilungsgrund für die philosophische Wissenschaft auszumitteln, sollen daher diese Methoden vorerst beleuchtet werden, von denen hier die dogmatische, die sceptische, die kritische, die eklektische und die wissenschaftliche Methode herausgehoben werden.

§ 136.

Die dogmatische Methode (auch schlechthin Dogmatismus genannt) geht von bestimmten Ideen, Realitäten und Prinzipien aus, von und aus denen sie die ganze Wissenschaft ableitet, ohne sich vorher über die Gewißheit derselben und ihre Beziehung zu unserer Erkenntniß gehörig ausgewiesen zu haben. Von Gott als der Uridee des Guten (Plato) oder von ihm als der Urmonas (Leibnitz) ausgehend, entwickelt diese Methode deduktiv oder synthetisch alle anderen Erkenntnißglieder und Theile der Wissenschaft in und aus dieser höchsten Einheit, allein die Erkenntniß dieser letztern ist durch kein induktives oder analytisches Vorgehen vermittelt, worin die Intelligenz stufenweise sich erhebend und prüfend zu jener höchsten Erkenntniß gelangen soll. — Die Kühnheit dieser Methode ohne Prüfung Alles zu wissen und durch Machtsprüche Prinzipien der Wissenschaft aufzustellen, hat ihren Gegensatz — den Scepticismus in der Philosophie hervorgerufen.

§ 137.

Die sceptische Methode, die von dem Griechen Pyrrho gegen die Sophisten und in späterer Zeit von dem Engländer Hume gegen den Dogmatismus in der Philosophie gerichtet wurde, geht von der unerwiesenen Annahme aus, daß bei dem Widerstreite (ἀντιλογία) der Gründe für und gegen eine Behauptung und bei der mit Täuschungen aller Art verbundenen Vernunft- und Sinneserkenntniß eine wahre und gewisse Erkenntniß für den Menschen überhaupt unmöglich sei, daß er zwar wohl zu erkennen, aber nicht auszumitteln vermöge, ob seine Erkenntniß auf Wahrheit oder Täuschung beruhe. Der Scepticismus widerlegt sich selbst, da er mit der Behauptung seines ersten Grundsatzes wenigstens die Wahrheit und Gewißheit einer Erkenntniß und dadurch zugleich jene von einer unbestimmbaren Zahl anderer zugleich zugesteht. Hält die sceptische Methode die bloße Negation und den Zweifel fest, ohne letztern als bloßen Uebergang zu einer höheren Erkenntniß anzusehen und zu behandeln, so wird er zum Todeskeim aller Wissenschaft wie die zersetzende Kraft in der Keimentfaltung, wenn sie nicht von der organischen überwunden wird. Wenn nun auch der Zweifel an ein noch zu begründendes die negative Seite der Erkenntniß ausmacht und als solche im philosophischen Erkennen eine untergeordnete Stellung wirklich einzunehmen hat, so darf er nicht als vorherrschende Thätigkeit oder als Selbstzweck, sondern nur als ein Mittel angesehen werden, das dazu dienen soll, eine unmittelbar gegebene Erkenntniß tiefer zu begründen und zu einer höheren — vermittelten auszubilden. Wird dagegen irrthümlich der Zweifel als Ausgangspunkt der Philosophie aufgestellt, so gestaltet sich die Philosophie höchstens zu einer empiristischen oder sensualistischen Theorie vom menschlichen Erkenntnißvermögen oder zu einer Darstellung der allseitigen Schwierigkeiten, von denen die menschliche Erkenntniß umgeben ist, das weite Reich der Ideen aber geht für sie verloren.

§ 138.

Die kritische Methode verfolgt das Zielbestreben, die ursprünglichen Bedingungen und Gesetze der Erkenntniß in der Sinneserfahrung, im Verstande und in der reinen Vernunft

aufzusuchen und in allen diesen Beziehungen die Möglichkeit der Erkenntniß und den Grad ihrer Gewißheit zu erforschen. Sie verfährt insoweit auch *sceptisch*, da sie vor der Erkenntniß des durch innere und äußere Erfahrung gegebenen oder dargebotenen zuerst diese Erfahrung selbst nach allen ihren Seiten, Bedingungen und Formen genau prüft und die Erkenntniß an den Objekten nicht anwenden will, bevor sie die Natur, Einrichtung und Gränze des Erkenntnißvermögens untersucht hat, weswegen in ihr auch vorzugsweise der Verstand thätig erscheint. Durch solche Verfahrungsweise wird aber die Philosophie nicht nur negativ in ihren Resultaten werden, sondern auch in den engen Kreis des subjektiven Geistes beschränkt bleiben müssen, ohne zur wirklichen Wissenschaft Gottes und der Welt gelangen zu können, welche doch die Vernunft anstrebt, da sie den letzten Grund aller Erkenntniß und alles Seins nicht in sich selber, sondern nur in einem Absoluten, d. h. in Gott finden kann.

§ 139.

Die *eklektische* Methode (Eklekticismus) geht von keinem bestimmten Prinzipe oder Systeme aus, sondern versucht aus allen Systemen das beste auszuwählen und zu einem Ganzen zusammenzufassen. Dieser Art zu philosophiren liegt die an und für sich richtige Ansicht zu Grunde, daß keines der bisherigen Systeme die Philosophie ihrer Idee nach, d. h. die volle Wahrheit und den vollendeten Inhalt enthalte, sondern daß vielmehr die einzelnen Systeme nur verschiedene Radien und Offenbarungen der Philosophie an sich oder Versuche seien, die volle Erkenntniß der Wahrheit oder die vollendete Wissenschaft annähernd zu verwirklichen. Dennoch ermangelt der Eklekticismus eines *Prinzipes*, welches gerade die Auswahl des besten in den verschiedenen Systemen nothwendig bestimmen sollte, er verfährt daher prinzipienlos, und kann es darum niemals zur wissenschaftlichen Entwicklung seines Inhaltes bringen. Die aus den verschiedenen Systemen gesammelten Elemente verbindet er zu einem Systeme, wie Blumen durch ein bloß äußeres Band zu einem Blumenstrauße verbunden werden, der äußerlich zwar schön in das Auge fällt, bald aber verwelken muß, weil kein organisches Prinzip das Ganze und seine Theile durchdringt und unter sich einiget.

§ 140.

Diesen mangelhaften Methoden gegenüber ist die wissenschaftliche Methode in der Philosophie einzuhalten, welche alle jene Methoden als organische Funktionen des denkenden Geistes untereinander verbindet, jeder die richtige Stellung im Ganzen anweist und sie mit sich vereiniget, ohne sich einer derselben ausschließlich hinzugeben und dadurch einseitig zu werden. Die wissenschaftliche Methode wird sich sceptisch verhalten, wo sie zur tiefern Begründung und Klarheit einer Erkenntniß des Zweifels sich bedienen muß, sie wird kritisch sein, weil sie weder die nähere Erforschung des Erkenntnißvermögens und seiner allseitigen Beziehung zum Sein, noch die Prüfung der Gründe und Gegengründe in der Entwickelung der Wissenschaft ausweichen darf, sie wird dogmatisch verfahren, indem sie aus der obersten Idee die Grundbegriffe, Theile und Erkenntnisse der Wissenschaft entfaltet, sie wird endlich auch eklektisch die Resultate der bisherigen Forschungen sammeln und dem Ganzen der Wissenschaft organisch einverleiben.

§ 141.

Im Fernern vereinigt die wissenschaftliche Methode die doppelte Bewegung und Richtung unserer Intelligenz, welche den Erkenntnißstoff, den ihr einerseits die Vernunft und anderseits die Sinneserfahrung darbietet, zur Wissenschaft zu erheben strebt. Dieses Ziel erreicht sie dadurch, daß sie nach der Doppelrichtung ihrer eigenen Thätigkeit das Mannigfache der Erfahrung auf die geistige Einheit bezieht, dagegen diese in der Vernunft sich kund gebende höchste Einheit in der organischen Mannigfaltigkeit ihrer Offenbarungen verfolgt. Denn es liegt in der Natur der Intelligenz, alle Erkenntnisse durch Zurückführung auf die Einheit und hinwiederum durch Entwicklung aus der Einheit innerlich miteinander so zu verbinden und durcheinander zu begründen, daß dadurch eine vollständige Einsicht in die Begründung und den Zusammenhang der Erkenntnisse und die Uebersicht über das Ganze und alle Theile der Wissenschaft gewonnen werde.

§ 142.

Die geistige Einheit, durch welche sowohl die beiden Richtungen unserer Intelligenz als alle daraus resultirende Erkenntnisse in einem inneren und nothwendigen Zusammenhange untereinander verbunden erscheinen, ist, wie die Dialektik nachzuweisen hat, jene oberste Idee, nicht der Welteinheit oder eines andern Abstraktums, sondern Gottes als des absolut-persönlichen Wesens und Prinzip alles Seins und Denkens, worin die Intelligenz nicht nur den letzten Zielpunkt für ihre aufsteigende Bewegung, sondern für ihre absteigende auch den Anfangs- und Ausgangspunkt aller weiteren Entwicklung der Wissenschaft erkennt. Die wissenschaftliche Methode wird darum nothwendig bei der Erstellung der philosophischen Wissenschaft die Analytik und Synthetik der Intelligenz oder die Doppelbewegung zur Einheit der Idee hinauf und aus der Einheit der Idee herab festhalten und darstellen müssen.

§ 143.

Der richtige Eintheilungsgrund der philosophischen Wissenschaft kann sonach weder in dem erkennenden Subjekte, noch in dem zu erkennenden Objekte ausschließlich, sondern muß vielmehr in der wissenschaftlichen Vermittlung beider, d. h. in jener Doppelbewegung des denkenden Geistes liegen, welche den ganzen Inhalt des Subjektes und des Objektes auf die oberste Idee zurückführt und aus ihr wieder entfaltet. Wird dagegen der Eintheilungsgrund nur in das erkennende Subjekt, d. h. in die Grundvermögen des Geistes verlegt, denen die Ideen des Wahren, Guten und Schönen als Korrelate entsprechen, so kann man darnach die Philosophie wohl in eine theoretische, praktische und ästhetische eintheilen, allein die Eintheilung bleibt unvollständig. Setzt man dagegen den Eintheilungsgrund in das Objekt, so können wohl die Realitäten von Gott, Mensch und Welt zum Schema einer Eintheilung der Wissenschaft dienen, diese aber wird der erforderlichen Begründung ermangeln. Der richtige Eintheilungsgrund kann daher nur in der analytischen und synthetischen Form und Richtung liegen, nach welcher die menschliche Intelligenz das Subjektive mit dem Objektiven vermittelnd sich zur Aufgabe stellt, auf dem Grunde der Erforschung ihrer Selber bis zum

obersten Prinzip der Gewißheit in der Erkenntniß vorzudringen und von diesem aus sodann die ganze Wirklichkeit nach ihrem letzten Grund und Zwecke zu erkennen. Die Eine philosophische Wissenschaft, die aus dieser Bewegung hervorgeht, zerfällt demzufolge in die analytische und synthetische Philosophie, die erste wird mehr die Vorschule, die zweite mehr die eigentliche Philosophie sein.

Drittes Hauptstück.

Weitere Eintheilung der Philosophie.

§ 144.

Wird die Philosophie nach dem aufgestellten Prinzipe eingetheilt, so erscheint sie in ihrer wissenschaftlichen Kunstform als ein gleichförmiges Abbild des successiven Vorgehens der Vernunft zur Wissenschaft und der vollkommenen Durchführung derselben; alle ihre Theile erhalten ihre nothwendige Verbindung und alle Richtungen und Systeme bisheriger Forschungen finden darin ihre gehörige Berücksichtigung. Die analytische Philosophie wird die Wissenschaft von dem Subjekte alles Erkennens — d. i. vom Menschen und dem Denken und Erkennen in ihm entfalten, um die Gewißheit aller Erkenntniß in der höchsten Idee auszumitteln und festzustellen; die synthetische Philosophie aber wird von dieser Idee aus die Wissenschaft alles Objektiven und Erkennbaren in besonderen Sphären konstruiren; beiden Haupttheilen geht die philosophische Propädeutik voran, welche die allgemeine Orientirung für das Studium der Philosophie gewährt.

§ 145.

Der analytische Theil der Philosophie hat das Subjekt im Erkennen, die Form im Erkennen und die Wahrheit (oder Gewißheit) im Erkennen zu untersuchen. Das Subjekt im Erkennen ist im Allgemeinen der Mensch selbst, dem alten Satze omnis amor incipit ab ego entspricht der andere — omnis cognitio incipit ab ego. Vor allem Anderen, was außer und über ihm liegt, muß der Mensch sein eigenes Wesen erforschen,

denn alle Erkenntniß ist ja die Aeußerung einer Grundkraft seines Wesens, die mit den Vermögen des Fühlens und Wollens verbunden, der Seele oder dem Geiste innewohnt. Die Seele aber ist in ihrer Erscheinung auch an ein leibliches Dasein geknüpft, und es sind die körperlichen Sinne, welche die Seele und ihre Erkenntnißkraft mit der gesammten Außenwelt und diese mit jener vermitteln. Demnach bildet die empirische Anthropologie und in ihr die Psychologie oder die Lehre vom Wesen des Menschen beziehungsweise der Seele die erste Abtheilung der analytischen Philosophie — und zugleich die Grundlage und den Ausgang der weiteren Bewegung des denkenden Geistes in der Erkenntniß der letzten Gründe der Dinge. — Von diesem äußeren Kreise tritt er sodann in den innern ein und macht diejenige Thätigkeit seines Erkennens, durch welche allein eine systematische Wissenschaft möglich wird, d. h. das Denken als solches zum Gegenstande einer besondern Untersuchung. Da aber im Denken an sich die unveränderlichen Gesetze und Formen aller Erkenntniß liegen, so bildet die Logik als die wissenschaftliche Entwicklung der allgemeinen Gesetze und Grundformen des Denkens die zweite Stufe oder Abtheilung der analytischen Philosophie. — Nicht zufrieden, die unveränderliche Form des Denkens erkannt zu haben und dadurch zu wissen, wie man denken müsse, um richtig zu denken, zieht sich der forschende Geist betrachtend auf den innersten Kreis oder Mittelpunkt aller Erkenntniß, d. h. auf die Wahrheit oder Gewißheit derselben zurück, um zu untersuchen, wie die Erkenntniß beschaffen sein müsse, um wahr oder gewiß zu sein. Hat nämlich die Logik die innere Gesetzmäßigkeit des Denkens nach bestimmten Gesetzen und Formen entwickelt, ohne den reinen Formen der Gedanken einen konkreten Inhalt zu gestatten, so soll nun zu der Form der Inhalt, zum Denken das Sein, zur bloßen Folgerichtigkeit die Wahrheit treten und die entscheidende Frage gelöst werden: in welchem Verhältniß die Erkenntniß zum Sein stehe, oder ob und inwieferne wir eine Uebereinstimmung unserer Gedanken mit dem Sein des Gedachten im sinnlichen und übersinnlichen Gebiete nachzuweisen und zu erkennen vermögen? Bei welcher Untersuchung die Vernunft das höchste Kriterium der Wahrheit und Gewißheit aller Erkenntnisse erst in der ihr inwohnenden

Idee des Absoluten finden wird, in welchem das absolute Erkennen mit dem absoluten Sein identisch ist, worin die Aufgabe der Dialektik oder Erkenntnißlehre besteht.

Die analytische Philosophie zerfällt daher

I. in die empirische Anthropologie,

II. in die Logik,

III. in die Dialektik,

und erhebt sich stufenmäßig in diesen Disziplinen von der Empirie zur Abstraktion des reinen Denkens, von dieser zum spekulativen Erkennen der Idee des Absoluten, von welcher aus als ihrem obersten Prinzipe die synthetische Philosophie ihren Inhalt wissenschaftlich entfaltet.

§ 146.

Der synthetische Theil der Philosophie ist als die eigentliche Philosophie zu betrachten, da sie von der in der aufsteigenden Bewegung der Intelligenz gewonnenen Idee des Absoluten (Gottes) die ganze Wirklichkeit nach ihrem letzten Grunde und Wesen zu erklären, somit die Wissenschaft der Philosophie positiv zu erstellen strebt. Jene Idee verleiht der synthetischen Philosophie sowohl die Form, als den Inhalt, indem sie folgende nothwendige Denkbestimmungen enthält. Gott als die absolute Identität des Idealen und Realen ist der absolut Wahre, weil sein Wesen oder Sein (das Reale in ihm) mit seiner Idee — seinem Denken (dem Idealen in ihm) vollkommen eines, somit vollkommen Uebereinstimmung des absoluten Erkennens und Seins — absolute Wahrheit ist. Die Welt ist die Offenbarung Gottes des absolut Wahren und nimmt sonach an der absoluten Wahrheit Theil, insofern auch sie ein Sein ist, welches mit seiner Idee, wie diese von Gott ewig gedacht ist, übereinstimmt. Die wissenschaftliche Erkenntniß Gottes als des absolut Wahren in sich und im Universum ist der Gegenstand

I. der Metaphysik, welche diesem Begriff zufolge

1) in die Gotteslehre oder rationelle Theologie,

2) in die Ideenlehre oder Ideologie,

3) in die Weltlehre oder Kosmologie

abgetheilt wird.

Damit sind jedoch weder alle Denkbestimmungen, die die Vernunft im Absoluten findet, noch alle Beziehungen der Idee zu der Wirklichkeit erschöpft. Gott ist als absolute Einheit des Denkens und Seins auch der absolut sich selbst bewußte oder persönliche und als solcher auch der absolut Gute, weil sein Wollen mit seiner Idee oder mit seinem Wesen absolut eines ist. Daher ist die Welt als die Offenbarung Gottes, des absolut Guten zu erkennen, insofern die Thätigkeitsäußerungen der Kreatur, vor allem der freien — den Zweckbegriffen, die der göttliche Wille bestimmt hat, entsprechen, somit bei ihr eine Einheit und Uebereinstimmung der eigenen Thätigkeit mit der Idee eintritt. — Die göttliche Idee des Guten und deren Verwirklichung sowohl im innern Willenskreise als im äußern Thatenkreise darzustellen ist die Aufgabe

II. der praktischen Philosophie, welche

1) in die Ethik oder die Lehre vom Sittlich-Guten, und

2) in die Juridik oder die Lehre vom Rechte

sich abtheilt.

Endlich ist Gott der absolut seiende und persönliche — der absolut Schöne, weil sein Denken und Wollen unter sich und mit der Idee seines Wesens in absoluter Harmonie stehen. — Die Welt ist eine Offenbarung Gottes des absolut Schönen, und nimmt Theil an der ewigen Schönheit durch die Harmonie des Inhaltes und der Form, des Wesens und der Erscheinung — der Idee und der Wirklichkeit, die in ihr in der sichtbaren Schöpfung im Reiche der sichtbaren Natur und im Reiche der Kunst dargestellt erscheint. Die wissenschaftliche Darstellung der Idee des Schönen und deren Offenbarung in der Natur und Kunst ist die Aufgabe

III. der Aesthetik oder der Philosophie der Kunst.

Die Metaphysik, Ethik und Aesthetik sind daher drei sich integrirende Theile oder Momente der synthetischen Philosophie, welche Letztere von der analytischen ihre erforderliche Unterlage und Vermittlung und zwar von der Anthropologie ihren natürlichen Ausgangspunkt, von der Logik ihre systematische Form und von der Dialektik ihre wissenschaftliche Begründung erlangt.

§ 147.

Hat die Philosophie in ihrem analytischen Theile vom Menschen ausgehend das Subjekt im Erkennen, die Form im Erkennen und die Beziehung des Inhaltes zur Form im Erkennen dargethan und mit der Ausmittelung der absoluten Wahrheit und Gewißheit in der Idee Gottes als des absoluten Geistes für die weitere Entwickelung den Anfangs- und Ausgangspunkt gewonnen, hat sie in ihrem synthetischen Theile die Idee Gottes sowohl an sich, als nach ihrer Offenbarung in der geschöpflichen Welt, unter dem Gesichtspunkte der Ideen des Wahren, Guten und Schönen aufgefaßt, so wendet sie sich am Schlusse der ganzen Bewegung von dem Endlichen zum Unendlichen, von der Welt (beziehungsweise von dem Menschen) zum ewigen Urheber derselben hin, um die Welt (den Menschen) in ihrer höchsten Rückbeziehung zu Gott nach dem Zweckbegriffe der Vernunft auszumitteln. Dies ist die Aufgabe der Religionsphilosophie. Die Erkenntniß der Religion wird demzufolge zur höchsten Erkenntniß für den Menschen, da die religiöse Ordnung, worin jene des Wahren, Guten und Schönen einbegriffen sind, die heilige Ordnung ist, um deretwillen die anderen sind, jene Ordnung nämlich, durch welche der höchste Zweck der Offenbarung Gottes nach außen erreicht wird, und die vernünftige Kreatur, wie sie von Gott ausgegangen, zur bewußten — freien und lebendigen Gemeinschaft mit ihm zurückkehren soll, um ewig darin zu verharren.

§ 148.

Aus der systematischen Gliederung der Philosophie ergiebt sich folgende Uebersicht ihrer Theile:

A. Die Propädeutik oder Einleitung in die Philosophie.

B. Die Philosophie selbst.

- **I.** Die analytische:
  - 1) die Anthropologie oder Lehre vom Menschen,
  - 2) die Logik oder Denklehre,
  - 3) die Dialektik oder Erkenntnißlehre.
- **II.** Die synthetische Philosophie:
  - 1) die Metaphysik oder die Philosophie des Wahren:
    - a. Theologie oder Gotteslehre,

b. Ideologie oder Ideenlehre,
c. Kosmologie oder Weltlehre;

2) die praktische Philosophie oder die Philosophie vom Sittlich-guten und vom Rechte:
a. die Moralphilosophie oder Ethik,
b. die Rechtsphilosophie oder Juridik.

3) die Aesthetik oder die Philosophie vom Schönen.

III. Die Religionsphilosophie oder die Philosophie von der Rückbeziehung und Wiederverbindung der vernünftigen Kreatur mit Gott.

Die Geschichte der Philosophie und die Philosophie der Geschichte finden, jene in der Entwicklung der Wissenschaft selber, diese theils in der Philosophie des Geistes (Metaphysik), theils in der Religionsphilosophie ihre erforderliche Berücksichtigung.

§ 149.

Nach dieser Methode ausgebildet ist die Philosophie als die Wissenschaft der Vernunft zu bestimmen, die auf dem Wege der Erkenntniß ihrer Selber der Idee Gottes als des obersten Prinzipes alles Wissens bewußt wird und in ihr die gesammte Wirklichkeit nach ihrem letzten Grund und Endzweck zu erkennen strebt. Sie wird weder ausschließlich subjektiv und idealistisch noch ausschließlich objektiv und realistisch sein, denn wie darin die Vernunft ihre eigene Erscheinung und alle ihre subjektiven Thätigkeiten aus dem lebendigen Persönlichkeitsgrunde und diesen hinwiederum aus der Idee Gottes erkennt, so hat sie die Befähigung und den Ausgangspunkt gewonnen, in allen anderen (objektiven) Gebieten der Wirklichkeit die Erscheinungen aus dem Wesen, die Thätigkeiten aus den Prinzipien, das wirklich seiende aus den Ideen zu erkennen. Sie wird den Inhalt der Wissenschaft in der äußeren Erfahrung der Sinne so gut als in der inneren Erfahrung der Vernunft, in der Natur wie in der Geschichte, in der Weltoffenbarung wie im Christenthume finden und aus allen Sphären des Erkennbaren sich Erkenntnißstoffe zubereiten, um daraus die universelle Wissenschaft systematisch auszubilden. —